H.pol.
3184

Hist. 3184
pol.
Staatliche Bibliothek
Regensburg

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

LUDWIG XVI.

König der Franzosen 1792.

Schilderung

des

häuslichen Lebens, des Karakters

und der Regierung

Ludwigs des Sechszehnten

Königs von Frankreich und Navarra,

von

Christoph Girtanner,

Populum brevi, posteaquam ab eo periculum nullum erat, desiderium ejus tenuit.

Livius.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger.
1793.

Vorrede.

Die nachstehenden Blätter, welche Anekdoten und Züge aus dem Leben des besten und unglücklichsten aller Fürsten enthalten, sind theils aus authentischen, gedruckten Nachrichten, theils aus mündlichen und schriftlichen, dem Verfasser von glaubwürdigen Augenzeugen mitgetheilten Berichten, genommen. Sie waren anfänglich für die politischen Annalen bestimmt. Da sie aber, aus Mangel des Raumes, in denselben keinen Platz erhalten konnten: so erscheinen sie hier besonders abgedruckt. Es sind Blumen, auf das Grab des königlichen Märtyrers gestreut. Wo die Thatsachen so laut sprechen: da würden Lobreden überflüßig, und Deklamationen zweckwidrig gewesen sein. Der Verfasser hat dieses gefühlt, und sich daher mit einer einfachen Erzählung begnügt.

Göttingen am 17. April 1793.

Christoph Girtanner.

Ludwig August, nachmaliger Ludwig der XVI. König von Frankreich, wurde am 23. August 1754 gebohren. Abergläubige Personen hielten es für eine schlimme Vorbedeutung, daß der, wegen der berüchtigten Bluthochzeit, von den Frankreichern verabscheute Bartholomäustag, zufälligerweise der Geburtstag dieses Prinzen wurde.

Ludwigs Mutter, die Prinzessin Maria Josepha, war eine Tochter des Königs von Pohlen und Kurfürsten von Sachsen, Augusts des Dritten. Sein Vater war der, wegen seines Verstandes und wegen seiner Tugenden so berühmte, große Dauphin, ein Sohn Ludwigs des XV. Königs von Frankreich und Navarra. Ludwig erhielt bei seiner Geburt den Nahmen eines Herzogs von Berry.

Der große Dauphin, der Vater des Herzogs von Berry, war ein vortrefflicher, und allgemein geschätzter Prinz. Er hatte sich ganz den Wissenschaften gewidmet, und besaß viele und ausgesuchte Kenntnisse. Bei der Schlacht zu Fontenoy war er gegenwärtig gewesen, und hatte daselbst, über dem Anblicke des, mit Leichen bedeckten Schlacht-

feldes, vor dem Kriege einen Abscheu bekommen. Ludwig der XV., der Vater des Dauphins, ritt damals mit seinem Sohne auf dem Schlachtfelde herum, und sprach zu ihm: »Da sehen Sie, mein »Sohn, wie viel das mitleidige Herz eines Kö»nigs leidet, wenn er eine Schlacht gewinnt!» Indem der König diese Worte sprach, ritt ein Adjutant herbei, und fragte: »Wie befehlen Ew. »Majestät, daß die feindlichen Verwundeten be»handelt werden sollen?» — »So gut als un»sere eigenen,» gab Ludwig zur Antwort, »denn »nun sind sie nicht mehr unsere Feinde.» Diese beiden Reden seines Vaters machten einen unauslöschlichen Eindruck in dem Gemüthe des damals noch jungen Dauphins, wie dieser selbst nachher oft gestanden hat.

So oft der große Dauphin mit den, ihn umgebenden Höflingen, von den Planen seiner künftigen Regierung sprach: pflegte er allemal hinzuzusetzen: »gesetzt, daß ich so unglücklich seyn sollte, »den Thron zu besteigen.» Er hatte das Unglück, den Markis de Chambord auf der Jagd zu tödten, und war darüber, bis an sein Ende, untröstlich; so sehr, daß er, von jener Zeit an, die Jagd, welche er vorher leidenschaftlich geliebt hatte, ganz aufgab. Seinen Kindern, dem nachmaligen Ludwig dem XVI. nebst dessen Brüdern, zeigte er einst das Kirchenbuch, in welchem ihre Nahmen, bei der Taufe, unter die Nahmen anderer Neugebohrnen von geringem Stande, eingeschrieben wa-

ren, und sagte dabei: »Ihr sehet hier, daß Eure »Nahmen mit den Nahmen des Volks vermischt »stehen. Daraus müßt Ihr lernen, daß Ihr den »Vorzug, dessen Ihr genießet, nicht von der Na- »tur erhalten habt: denn diese hat alle Menschen »gleich gemacht. Die Tugend allein macht einen »Unterschied: und vielleicht ist das Kind irgend »eines armen Mannes, dessen Nahmen hier neben »den Eurigen steht, in den Augen Gottes größer, »als Ihr jemals sein werdet.«

Der große Dauphin starb in der Blüthe seiner Jahre, an einer auszehrenden Krankheit, von ganz Frankreich betrauert und beweint. Auf seinen Befehl wurde sein Leichnam nach Sens gebracht und daselbst begraben, sein Herz aber ward heraus genommen, und in der königlichen Gruft zu St. Denis beigesetzt. Voltaire verfertigte auf den Verstorbenen die folgende Grabschrift:

Connus par ses vertus, plus que par ses travaux,
Il sut penser en sage, et mourut en héros.

Die Erziehung des Herzogs von Berry wurde der Aufsicht des Herzogs de la Vauguyon anvertraut. Dieser Mann war ein kriechender Schmeichler, ein Höfling, von welchem schon an einem andern Orte eine Anekdote erzählt worden ist, welche ihn völlig karakterisirt a). Ungeachtet

a) Man sehe meine historischen Nachrichten und politischen Betrachtungen über die franz. Revolution. Erster Band. Zweite Auflage. S. 24.

einer so schlechten Erziehung, bemerkte man dennoch schon frühe bei dem jungen Herzoge von Berry Spuren eines richtigen Verstandes und eines wohlwollenden Herzens. Er sagte eines Tages zu seinem Vater, der ihn fragte, wie er seine Zeit anwende? »Keine Zeit verstreicht mir schneller, als die, welche ich auf das Studiren verwende.«

Nach dem Tode seines Vaters, des großen Dauphin, welcher im Jahre 1765 erfolgte, wurde der Herzog von Berry zum Dauphin, oder zum Kronprinzen von Frankreich ernannt. Diese Ernennung geschah auf folgende Weise. Ludwig der XV. hatte dem Großallmosenpfleger den Auftrag gegeben, seinen Sohn, den großen Dauphin, während seiner letzten Krankheit nicht zu verlassen, sondern bis an das Ende desselben neben dem Bette des Sterbenden zu bleiben. Einige Zeit nachher kam der Prälat, ohne ein Wort zu sprechen, zu dem Könige zurück. Der Monarch schloß daraus, daß sein Sohn gestorben sei. Sogleich ließ er den jungen Herzog von Berry zu sich rufen; hielt an denselben eine, den Umständen angemessene Anrede; ergriff ihn bei der Hand, und führte ihn zu seiner Mutter, der Gemahlinn des verstorbenen Dauphins. An der Thüre sagte der König zu dem, in dem Vorzimmer wartenden Kammerdiener: »Meldet den König und den Dauphin an.« Die Dauphine, welche diese Worte hörte, schloß daraus, daß ihr Gemahl gestorben

sei. Sie warf sich dem Monarchen zu Füßen, und bat um seine Gewogenheit für sich und für ihre Kinder.

Der junge Dauphin schien die Tugenden seines, so allgemein geliebten Vaters, geerbt zu haben. Einst befand er sich, nebst den Prinzen, seinen Brüdern, auf der Parforcejagd. Die drei Prinzen, welche in Einem Wagen fuhren, hörten in der Ferne die Waldhorne den Fang des Hirschen blasen. Sie trieben daher den Kutscher an, so schnell als möglich fortzueilen. Der Kutscher fuhr, um den Weg abzukürzen, in ein Kornfeld hinein. Der Dauphin, welcher dieses bemerkte, befahl dem Kutscher, sogleich anzuhalten und einen andern Weg zu nehmen: »denn,» sprach er, »dieses Korn gehört nicht uns, und darum dürfen »wir auch keinen Schaden daran thun.»

In dem Jahre 1770 stiftete der Minister, Herzog von Choiseul, die Verbindung zwischen dem Dauphin und der Erzherzoginn von Oesterreich, Maria Antonia. Die Prinzessinn kam, unter den Freudensbezeugungen von ganz Deutschland und Frankreich, nach Versailles. Zu Kompiegne erwartete sie der Herzog von Choiseul, und die Prinzessinn gewährte ihm eine Privataudienz, in welcher sie sich der, von ihrer Mutter für den Herzog erhaltenen Aufträge, entledigte. Ludwig der XV. war äußerst begierig die Dauphine zu sehen, von deren außerordentlichen Schönheit er schon so vieles gehört hatte. Er fuhr dem

Wagen entgegen, in welchem sie ankam. Der König stieg aus, die Dauphine ebenfalls. Sie warf sich vor dem Monarchen auf die Knie, er aber hob sie mit einem freundlichen Blicke auf und umarmte sie. Die königliche Familie speiste in dem Schlosse la Muette zu Nacht, woselbst sich Ludwig der XV. nicht schämte, die Madame du Barry der Dauphine vorzustellen, und seine Maitresse mit der Dauphine an Einem Tische speisen zu lassen. Nach dem Nachtessen fuhren der König, der Dauphin und die königliche Familie, nach Versailles zurück. Die Dauphine blieb allein zu la Muette, weil ihr die Gesetze der Kirche nicht erlaubten, mit ihrem künftigen Gemahl unter Einem Dache zu wohnen. An dem folgenden Tage kam die Dauphine nach Versailles, und wurde, am 16. Mai 1770, in der Schloßkapelle, feierlich dem Dauphin vermählt. Die Prinzessin ward, wegen ihrer Schönheit, Leutseligkeit und Herablassung, allgemein bewundert.

Die Zurüstungen, die man zu den Lustbarkeiten und zu den öffentlichen Freudenfesten gemacht hatte, welche zu Ehren dieser Vermählung gefeiert werden sollten, übertrafen alles, was bisher von dieser Art gesehen worden war. Ungeachtet der Erschöpfung und der gänzlichen Zerrüttung, in welcher sich die Französischen Finanzen befanden; ungeachtet des Jammergeschreies des gedrückten Volkes, welches Mangel an Brod hatte, und in mehreren Gegenden des Reiches aus diesem Grunde

aufrührisch geworden war; ungeachtet in den Provinzen la Marche und Limousin, einige tausend Personen vor Hunger gestorben waren, und noch starben: ungeachtet alles dieses wurden Anstalten zu Festen gemacht, welche mit den Freudenfesten der vormaligen Asiatischen Despoten nicht nur wetteifern, sondern dieselben noch übertreffen sollten. Man gab sich keine Mühe, den Hungernden und Nothleidenden Hülfe zu verschaffen: allein man bemühte sich, das Jammergeschrei dieser Unglücklichen nicht bis zu den Ohren des Dauphins und der Dauphine gelangen zu lassen, deren mitleidsvolles Herz bekannt war. Man verbarg vor ihren Augen den Anblick des Jammers und des Elendes eines schwer gedrückten Volkes, um den Genuß ihrer Freude nicht zu trüben. Es wurde sogar in der Französischen Hofzeitung fälschlich gesagt: es sei zu Nantes eine große Menge Getreides vorhanden, welches bald über ganz Frankreich in Umlauf kommen, und der Hungersnoth abhelfen würde a).

Nichts übertraf die Pracht der Kleider, welche sich der König, die Prinzen, die Prinzessinnen, die Höflinge und die Hofdamen, zu diesen Feierlichkeiten verfertigen ließen. Haufenweise liefen die neugierigen Pariser nach den Schneidern und nach den Modehändlerinnen, um die Kostbarkeit und die Pracht derselben zu bewundern. Mit

---

a) Gazette de France du Lundi 14. May 1770.

Edelsteinen von dem größten Werthe und von allen Farben waren diese Kleidungen von oben bis unten besäet. Die Staatswagen übertrafen alles, was man noch bisher von dieser Art gesehen hatte. Daß Gold und Silber an denselben verschwendet war, das erräth man schon, sobald man erfährt, daß Choiseul, welcher Gold und Silber für nichts achtete, die Bestellungen derselben gemacht hatte.

Die mannigfaltigen Schauspiele und Lustbarkeiten, welche mehrere Tage hindurch gegeben wurden, versetzten die Einbildungskraft der Zuschauer in die Zaubergärten des fabelhaften Babylons, und nach den, von Arabischen Dichtern so reizend geschilderten, Pallästen des Kalifen Harum Al Raschid. Bloß der Feuerstrahl des abgebrannten Feuerwerks, welcher, wie bekannt, nur einen Augenblick dauert: bloß dieser Feuerstrahl bestand aus dreißig tausend Raketen. Jede Rakete kostete drei Livres; und demzufolge der ganze Feuerstrahl 90,000 Livres, oder zwei und zwanzig tausend und achthundert Reichsthaler. — So viel wurde weggeworfen, um auf einen Augenblick das Auge zu ergötzen!

In dem ungeheuren Parke zu Versailles, in welchem das Feuerwerk abgebrannt wurde, waren alle Bäume mit Lampen von abwechselnden Farben erleuchtet. Eine halbe Million Lampen war an die Bäume befestigt worden — und alle diese Lampen brannten in Einem Augenblicke. Der

Herr Varenne de Brost hatte (wie bei der Erleuchtung der Kuppel der St. Peterskirche zu Rom gewöhnlich ist) einen mit Weingeist getränkten Kommunikations-Docht angebracht, welcher alle diese Lampen mit einander vereinigte und verband. Ein feierliches Dunkel lag über dem Park und dem Garten; die, in unzählbaren Haufen in demselben versammelten Zuschauer, beobachteten ein tiefes, erwartungsvolles Stillschweigen; der Dauphin und die Dauphine traten nebst ihrem Gefolge herein; das Zeichen wurde gegeben; die erste Lampe ward angesteckt; ein laufendes Feuer lief von Baum zu Baume, von Lampe zu Lampe; ehe sich noch die Zuschauer von dem Erstaunen, welches ein so bewundernswürdiger Anblick erweckte, erholen konnten, loderte eine halbe Million kleiner Flammen empor; und die finsterste Nacht war in den hellsten Mittag verwandelt.

An dem, zu dem Feuerwerke und zu der Erleuchtung bestimmten Vermählungstage, war das Wetter nicht günstig gewesen: beides hatte auf einen andern Tag verschoben werden müssen. Ein lange anhaltendes, mit Blitzen, Donnerschlägen und Regengüssen begleitetes Gewitter, war am Horizonte aufgestiegen, und hatte die neugierigen Zuschauer nach Hause getrieben, ohne daß ihre Neugierde hätte gestillt werden können.

Es gehört zu dem Französischen Nationalkarakter, alles übereilt, alles unvollkommen zu thun; es gehört zu dem Karakter der Frankreicher, die

größte Verschwendung und Pracht, mit der größten Kargheit und mit dem ekelhaftesten Schmutze zu vereinigen. Auch bei diesen Feierlichkeiten verläugnete sich jener Karakter nicht. Schloß, Garten und Park, befanden sich in einem Zustande, welcher das Auge beleidigte; Versailles war das auffallende Bild eines glänzenden Elends; und die vielen tausend Lampen beleuchteten Gegenstände, von denen sich das Auge mit Widerwillen wegwandte. Die Wasserkünste konnten nicht spielen, weil dieselben, aus Mangel an Unterhaltung, verfallen und verdorben waren; die Teiche und Bassins des Gartens waren zur Hälfte eingetrocknet, und zur Hälfte mit einem grünlichen, stinkenden Schlamme bedeckt, in welchem Frösche, Kröten, Eidexen und Molche, ihre Wohnung hatten; auch in dem großen Kanale des Gartens stand ein übelriechendes, faulendes Wasser; viele Bildsäulen lagen umgeworfen und zerschlagen auf der Erde, ohne daß man sich auch nur die Mühe gegeben hätte, die Trümmern derselben zu entfernen; die Tritte der Treppen, die zu den Terrassen führten, waren verfallen, und in langer Zeit nicht ausgebessert worden. Während der Park nebst dem Garten so prächtig erleuchtet war, hatte man das Schloß ohne alle Erleuchtung gelassen; in den Schloßhöfen wurden nicht einmal die Laternen angesteckt: weder inwendig noch auswendig am Schlosse brannte auch nur eine einzige Lampe, auch nur ein einziges Licht. In der Stadt Ver-

sailles herrschte eine tiefe Stille. Die Armen, welche viele Meilen weit hierher gekrochen waren, um Almosen, Brod, Fleisch und Wein, zu holen, mußten eben so viele Meilen weit wiederum zurück kriechen, ohne daß sie etwas erhalten hätten; ohne daß sie ihrer hungernden Familie auch nur Einen Bissen hätten mitbringen können. Der Priester der Kirche St. Louis zu Versailles erschien vor dem Könige, um seinen Glückwunsch zu der Vermählung des Dauphins abzustatten. Der König fragte: »Nun, wie befindet sich Ihre »Heerde? Giebt es viele Kranke, viele Arme?» Mit einem tiefen Seufzer antwortete der Pastor: »ach! Ew. Majestät, viele, viele Arme.» — »Wie »so?» versetzte der Monarch »woher kommt das? »sind die Almosen nicht hinreichend? oder hat die »Anzahl der Armen zugenommen?» — »Ach ja! »Sire.» — »Und warum? woher?» — »Es »kommt daher, Sire, weil mir sogar die Lakaien »Ew. Majestät jetzt Almosen abfordern.» Nun drehte sich der König unwillig herum, und sprach: »das kann sein, denn diese Leute werden nicht be»zahlt.» Dabei blieb es.

Nach der Erleuchtung wurde, am folgenden Tage, in dem Schlosse, der große Ball gegeben. Bei einem solchen Balle mußte das strengste Zeremoniel der Etikette beobachtet werden. Der König selbst gab dasselbe an: allein es entstanden höchst sonderbare Zänkereien. Der kaiserliche Gesandte ersuchte den König, daß er der Prinzessinn

von Lothringen, welche mit dem kaiserlichen Hause verwandt sei, irgend eine ausgezeichnete Ehre beweisen, und daß er dieselbe, aus diesem Grunde, vor allen andern Herzoginnen, sogleich nach den Prinzessinnen vom Königlich Französischen Geblüte, zum Tanz ernennen mögte: so wie auch, daß der Bruder dieser Prinzessinn, der Prinz von Lambesk, sogleich nach den Prinzen vom Geblüte tanzen sollte. Hierüber gerieth am Hofe Alles in Bewegung: man sprach von nichts als von dem Menuet. Die Herzoge und Pairs des Französischen Reiches versammelten sich bei dem Bischofe von Noyon, Herrn von Broglio, weil dieser der älteste, damals zu Paris lebende Pair war. In Gegenwart dieses Prälaten wurde Alles, was das Menuet angieng, weitläuftig auseinandergesetzt, und es ward eine Schrift vorgelesen, welche der Bischof, im Nahmen der Pairs, dem Könige überreichen sollte. Ein großer Theil des höheren Adels unterzeichnete ebenfalls diese Bittschrift.

Der König war in dieser Angelegenheit, so wie in allen Angelegenheiten seines Lebens, höchst unentschlossen. Er wußte nicht, was er thun sollte. Am 17. Mai 1770 schrieb er an die Herzoge und Pairs, den folgenden sonderbaren Brief:

»Da der Römisch-Kaiserliche Gesandte, in einer von Mir erhaltenen Audienz, in dem Nahmen seines Herrn verlangt hat (Ich muß allem was er sagt Glauben beimessen), daß Ich der

»Mademoiselle de Lorraine, bei der gegen»wärtigen Gelegenheit der Vermählung meines »Groß-Sohns mit der Erzherzoginn Antonia, »eine ausgezeichnete Ehre beweisen solle; da der »Tanz auf dem Balle das Einzige ist, was weiter »keine Folgen hat, weil die Wahl der Tänzer und »der Tänzerinnen von Meinem Willen allein ab»hängt, ohne daß Ich dabei auf Stelle, Rang »oder Würde, zu achten nöthig habe (ausgenom»men bei den Prinzen und Prinzessinnen Meines »Geblütes, die mit keinem andern Frankreicher »verglichen, und, dem Range nach, neben keinen »andern gestellt werden können); da Ich ferner »in demjenigen, was an Meinem Hofe gebräuch»lich ist, nichts abändern will: so rechne Ich dar»auf, daß die Großen sowohl, als der Adel mei»nes Königreiches, vermöge der Treue, der Un»terwürfigkeit, der Zuneigung, und sogar der »Freundschaft, welche Sie Mir und Meinen Vor»gängern jederzeit bezeugt haben, niemals Anlaß »zu Etwas geben werden, das Mir mißfallen »könnte; und vorzüglich nicht bei der gegenwärti»gen Gelegenheit, bei welcher ich der Kaiserinn »Meine Dankbarkeit für das Geschenk, welches »Sie Mir gemacht hat, und welches, wie Ich »hoffe, das Glück der übrigen Tage meines Le»bens ausmachen wird, zu bezeigen wünsche.»

»Ludwig.»

Der hohe Adel war mit dieser Antwort des Königs höchst unzufrieden. Eine große Anzahl

der gebetenen Damen erschien nicht bei dem Balle, und dadurch wurde diese, an sich schon steife Feierlichkeit, noch trauriger, als dieselbe ohnedieß gewesen sein würde.

Die Lustbarkeiten, Schauspiele und Freudenfeste dauerten länger als einen Monat anhaltend fort: allein es endigten dieselben auf eine schreckliche Weise. An dem 30. Mai wurde zu Paris, auf dem Platze Ludwigs des XV. das Feuerwerk abgebrannt, welches die Stadt, zu Ehren des Dauphins, veranstaltet hatte. Nach geendigtem Feuerwerke sollten die Boulevards, rund um die Stadt, erleuchtet werden. Das, in ungeheurer Menge versammelte Volk, floß stromweise dahin; einige Wagen standen im Wege; der größte Theil des Haufens drängte vorwärts; die, von den Wagen aufgehaltenen Personen drückten rückwärts: daraus entstand ein Gedränge, in welchem viele erstickt, todt getreten und verwundet wurden. Hundert und drei und dreißig Leichname fand man auf dem Platze liegen; mehr als tausend waren, mit eingedrückter Brust, oder auf andere Weise verwundet, in die benachbarten Häuser und in die Hospitäler getragen worden, und auch von diesen starb noch eine große Anzahl. Die Todten wurden auf dem Kirchhofe der Magdalenenkirche begraben.

Der Dauphin war sehr betrübt über diese Todesfälle. Er hielt sich für die mittelbare Ursache derselben, weil das Freudenfest zu seinen Ehren

war veranstaltet worden. Er sandte sogleich sechs tausend Livres, welche er von dem Könige als Taschengeld erhalten hatte, dem Polizeilieutenant zu, nebst dem folgenden, von ihm eigenhändig geschriebenen Billet;

»Ich habe erfahren, was meinetwegen für »Unglück geschehen ist. Ich bin darüber äußerst »gerührt. Man bringt mir eben jetzt die Summe, »welche mir der König monatlich zu meinem Ta»schengelde bewilligt. Mehr als dieses habe ich »nicht. Ich übersende es Ihnen: unterstützen Sie »damit die Unglücklichen.»

»Ludwig August.»

Die Gemahlinn des Dauphins, die Prinzen, die Prinzessinnen und viele Großen des Hofes, folgten diesem schönen Beispiele.

Ein so außerordentliches Unglück war von den leichtsinnigen Parisern bald vergessen. Sie sprachen von andern Dingen. Vorzüglich aber zog die liebenswürdige Dauphine die Aufmerksamkeit derselben auf sich. Diese Deutsche Prinzessinn gefiel den Frankreichern sehr. Sie bewunderten die Schönheit, die Leutseligkeit, die Herablassung, die Lebhaftigkeit und die Offenherzigkeit derselben. Die Gräfinn von Noailles, ihre Hofdame, eine ernsthafte, strenge, adelsstolze Matrone, stellte der Prinzessinn ohne Aufhören vor: daß sie ihrem Range etwas vergäbe; daß sich dieses, jenes für sie nicht schicke; daß ihre Lebhaftigkeit und Lustig-

keit übertrieben sei, und sich mit der Würde ihres erhabenen Ranges nicht vertrüge. Die Dauphine hörte nicht auf diese Vorstellungen. Sie folgte ihren Neigungen und gab der Madame de Noailles den Zunahmen Madame Etikette. Sie gieng allein aus, wenn und wohin es ihr gefiel, ohne alle männliche Begleitung; sehr oft lustwandelte sie zu Fuße; wenn es ihr einfiel bat sie ihre Schwäger, ihre Schwiegerinnen und ihre Muhmen, zu sich zum Mittagsessen, oder zum Abendessen, und sie bat sich, ebenfalls ohne alle Zeremonien, bei denselben zu Gaste. In Gesellschaft des Dauphins, ihres Gemahls, ging sie oft allein aus, um Bedrängten und Nothleidenden Hülfe zu leisten. Eine Anekdote dieser Art machte großes Aufsehen an dem Hofe zu Versailles. Die Dauphine lustwandelte, an dem Arme ihres Gemahls, in dem Parke zu Versailles. Die Prinzessinn bemerkte, in einiger Entfernung, ein Mädchen, welches eine Schüssel nebst einigen Löffeln trug. Sie rief dem Mädchen zu: »Was trägst »du, mein Kind?» — »Madame,» war die Antwort, »ich trage Suppe für meinen Vater und »für meine Mutter, welche dort im Felde arbei»ten.» — »Was für Suppe?» — »Wasser »mit einigen Wurzeln gekocht.» — »Wie? ohne »alles Fleisch?» — »Ach! schöne Dame, wir »sind glücklich, wenn wir nur Brod haben; Fleisch »bekommen wir nicht zu sehen.» — »Nun, so »bringe Deinem Vater diese vier Louisd'or, und

»sage ihm, er solle sich bessere Suppe kochen.» Das Mädchen dankte und lief eilig weg. »Mein »Lieber,» sprach nunmehr die Dauphine zu ihrem Gemahl, »lassen Sie uns diesem Mädchen nach»folgen und sehen was sie macht.» Beide folgten von ferne, und sahen einen rührenden Anblick. Der alte Greis nahm das Geld aus den Händen seines Kindes, ließ sich die Geschichte erzählen, fiel dann nebst seiner Frau auf die Kniee, faltete die Hände, und dankte Gott für den erhaltenen Beistand. Der Dauphin kehrte mit seiner Gemahlinn gerührt und bewegt nach dem Schlosse zurück.

Bei dem ersten öffentlichen Einzuge, welchen der Dauphin mit der Dauphine zu Paris hielt, war die Freude der Einwohner außerordentlich groß. Das erhabene Ehepaar war über die Freudensbezeugungen und Zurufungen des Volkes sehr vergnügt, und gieng lange in dem Garten der Thuillerien, unter einer unzählbaren Menge von Zuschauern, hin und her. Der ganze Garten war mit Menschen angefüllt, die sich drängten und stießen, um den Prinzen und die Prinzessinn in der Nähe zu sehen. Der Dauphin drehte sich von Zeit zu Zeit um, und fragte: »es geschieht doch »kein Unglück? Die Soldaten haben doch nie»mand gestoßen? u. s. w.» Endlich begaben sich der Dauphin und seine Gemahlinn nach dem Schlosse der Thuillerien, uud zeigten sich auch dort noch in dem Fenster dem neugierigen Volke. Der Gouverneur von Paris, Marschall de Brissac

machte damals der Dauphine ein Kompliment, dessen nur ein galanter Französischer Offizier fähig war. »Madame,» sprach er, »zweimal hundert»tausend in Sie verliebte Männer sehen Sie »hier vor Ihren Augen.»

Schon seit langer Zeit war Ludwig der XV., wenn er nach Paris kam, von dem Volke sehr übel aufgenommen worden. Die Dauphine befürchtete daher, daß der König über die Freudensbezeugungen des Volkes bei ihrem Einzuge in die Hauptstadt eifersüchtig werden mögte. Sie sagte also, ehe sie ihre Erzählung anfieng: »Sire, es »scheint, daß die Pariser Ew. Majestät sehr lie»ben: denn sie haben uns sehr feierlich empfangen.»

Der Dauphin zeigte sich schon damals als ein Feind alles Aufwandes und aller Pracht. Er erklärte den Herren, welche zu seinem Hofstaate gehörten: daß er es mit dem größten Vergnügen sehen werde, wenn sie sich so einfach als möglich kleiden wollten, denn er würde jederzeit den Mann von dem Kleide zu unterscheiden wissen, und sich durch den äußern Glanz nicht blenden lassen. Als Dauphin trug Ludwig der XVI. niemals mit Gold besetzte, und höchst selten mit Gold oder Silber gestickte Kleider. Er war ein Freund der Ordnung und der Sparsamkeit. Jede Art von Ausschweifung war ihm verhaßt; und als sich einst, in seiner Gegenwart, die Höflinge darüber stritten, was sie ihm, nach seiner Thronbesteigung, für einen Beinahmen geben wollten, da endigte er das

Gespräch, indem er mit rauhem Tone zu denselben sagte: »ich will, daß man mich Ludwig den »Strengen nenne.»

Einige Tage nach seiner Vermählung brachte man dem Dauphin ein Verzeichniß von Schauspielen, welche zu Fontainebleau, während seiner Anwesenheit daselbst, vorgestellt werden sollten, mit dem Verlangen, daß er sich darunter diejenigen Stücke, welche er zu sehen wünsche, auswählen möge. Der Dauphin nahm das Papier, warf dasselbe, ohne es vorher zu lesen, in das Kaminfeuer, und sagte: »Seht! so viel bekümmere ich »mich um dergleichen Dinge.»

Ludwig der XV. hatte für eine Gitterthüre, welche in dem Schloßhofe zu Versailles angebracht werden sollte, einem Schlossermeister eine gewisse bestimmte Summe versprochen. Der Dauphin hörte davon. Er gieng aus, ließ einen andern Schlossermeister kommen, und fragte ihn, wie viel er für eine solche Gitterthüre, wie der König dieselbe verlangte, haben wolle. Dieser Mann forderte nur den dritten Theil der Summe, die der andere gefordert hatte. Der Dauphin begab sich zu dem Könige, und sagte, er wolle die Arbeit für den bestimmten Preis übernehmen, da er, wie bekannt, mit Schlosserarbeit umzugehen verstehe. Ludwig lachte und gab es zu. Die Gitterthüre ward verfertigt, und der Schlossermeister erhielt die Summe, welche er verlangt hatte. Die übrigen zwei Drittheile des, von dem Könige erhalte-

nen Geldes vertheilte der Dauphin unter die Armen.

Der Dauphin war damals lang und mager von Körper, und sah etwas schwindsüchtig aus. An den Vergnügungen des Hofes nahm er wenig Antheil. Er las und schrieb sehr viel, und brachte die übrigen Augenblicke vor der Esse zu, wo er Schlösser und Schlüssel verfertigte.

Die Maitresse Ludwigs des XV., Madame du Barry, welche ihren königlichen Liebhaber unumschränkt beherrschte, hatte für ihren Neffen, den Vicomte du Barry, die Stelle eines Stallmeisters bei dem Dauphin verlangt. Sobald dieser es erfuhr, begab er sich zu der Gräfinn, und sprach zu ihr: »Sagen Sie Ihrem Neffen, falls »derselbe die verlangte Stelle erhält, daß er sich »mir nicht nähern solle, wenn ich zu Pferde steige, »sonst schlage ich ihm mit meinem Stiefel an die »Wange.»

Bald nachher war die Rede davon, die Gräfinn du Barry mit der königlichen Familie auszusöhnen. Ludwig der XV. wünschte diese Versöhnung sehr, und gab sich große Mühe, dieselbe zu bewerkstelligen. Madame de Narbonne, eine Hofdame der Prinzessinn Adelaide, übernahm es, sich zum Werkzeuge der Versöhnung gebrauchen zu lassen, unter der Bedingung, daß ihr Gemahl zum Herzoge ernannt, und daß sie selbst eine beträchtliche Geldsumme erhalten sollte. Es gelang ihr, ihre Gebieterinn sowohl, als die

Schwestern derselben zu bewegen, mit der du Barry zu speisen, und dieser Favoritinn freundlich zu begegnen. Der Graf von Provenze nebst seiner Gemahlinn versprach dasselbe; und zuletzt sagte sogar die Dauphine zu. Allein der Dauphin weigerte sich schlechterdings, sich mit einem Weibe dieser Art auszusöhnen, und er erklärte: er könne nicht zugeben, daß sich die Dauphine jemals in einer so schändlichen Gesellschaft befände.

Einst sollte, zu Kompiegne, die Vicomtesse du Barry, von der berüchtigten Gräfinn dieses Nahmens, dem Hofe vorgestellt werden. Die Etikette erforderte, daß in einem solchen Falle die vorzustellende Person zuerst dem Könige, und nachher dem Dauphin, vorgestellt wurde. Der Dauphin stand an einem Fenster und spielte an demselben mit den Fingern, als die beiden Damen hereintraten. Ein Kammerherr meldete die Damen. Sie traten herein. Der Dauphin drehte sich um, sah sie an, und fuhr fort an dem Fenster zu spielen, ohne ein Wort zu sprechen, oder, wie es in einem solchen Falle gebräuchlich war, die beiden Damen auf die Wange zu küssen. Sie traten gedemüthigt und erbittert aus seinem Zimmer. Die Gräfinn erzählte dem Könige mit Thränen diesen Vorfall, und Ludwig der XV. rief aus: »ich sehe »wohl, daß mein Enkel keine Liebe zu mir hat.» Der Dauphin war von einem so festen und aufrichtigen Karakter, daß er lieber dem Könige mißfallen, als demselben schmeicheln, oder sich verstellen wollte.

Ludwig der XV. wurde gefährlich krank. Er war in den Umarmungen eines jungen Mädchens, welches die du Barry ihm zugeführt hatte, von den Kinderblattern angesteckt worden. Die Krankheit nahm so sehr überhand, daß keine Hoffnung zur Genesung mehr übrig blieb. Der Dauphin, sobald er davon Nachricht erhielt, schrieb ein eigenhändiges Billet an den Abbe Terray, folgenden Inhalts:

»Herr General-Kontroleur. Ich ersuche Sie, den Armen zu Paris sogleich zweimal hunderttausend Livres austheilen zu lassen, damit dieselben für den König Gott bitten. Sollten Sie diese Summe zu groß finden; so ziehen Sie dieselbe von meiner Pension, und von der Dauphine ihrer, ab.»

»Ludwig August.»

Am 10. May 1774 starb Ludwig der XV. zu der allgemeinen Freude von ganz Frankreich. Sogleich verließ der Hof Versailles und begab sich nach Choisy. Niemand blieb bei dem Leichname, außer den, zur Beerdigung nöthigen Dienern. Man eilte mit dem Begräbnisse so sehr man konnte. Die Oeffnung des Leichnams geschah, ehe derselbe noch ganz kalt geworden war, und nach zweimal vier und zwanzig Stunden ward er schon in die königliche Gruft nach St. Denis geführt. Der Sarg befand sich in einem Jagdwagen. Vierzig Gardes du Korps und einige

Pagen, welche Fackeln trugen, waren die einzige Begleitung desselben, und diese eilten mit dem todten Monarchen im stärksten Trabe davon. Die Zuschauer auf dem Wege lachten und spotteten; die Wirthshäuser neben der Landstraße waren voller Betrunkenen, die da sangen und jauchzten. Einem derselben, welcher sich allzu unanständig betrug, befahl der Wirth stille zu schweigen, weil der Leichenzug Ludwigs des XV. so eben unter den Fenstern vorbei zöge. »Was!» rief dieser Kerl aus, »dieser H.... hat uns Hungers sterben lassen, so »lange er lebte; sollte er uns noch vor Durst sterben lassen, jetzt da er todt ist?» Ganz Paris bewunderte diesen, sogenannten witzigen, Einfall.

Der neue König, Ludwig der Sechszehnte, erhielt den Zunahmen der Gewünschte. Allein der König verbat sich denselben, weil es eine zu beißende Satyre auf seinen verstorbenen Großvater war.

Gleich nach der Thronbesteigung Ludwigs fand man, an der Bildsäule Heinrichs des vierten, ein Papier angeschlagen, worauf mit großen Buchstaben stand: Resurrexit. (Er ist wieder auferstanden).

Der König wurde mit Glückwünschungen, in Prosa sowohl als in Versen, überhäuft. Einer der vornehmsten Herren des Hofes ließ eine Ode verfertigen, welche er dem Könige überreichte, und in welcher der Monarch mit Titus und Marc Aurel verglichen wurde. Der König nahm die

Ode an, las dieselbe und sagte: »Ich danke Ihnen »für den guten Rath, den Sie mir geben; ich »habe zwar von allen Ihren Lobsprüchen noch kei»nen verdient: allein ich will trachten dem Por»trait ähnlich zu werden, welches Sie von mir »gezeichnet haben.»

Das Erste, was Ludwig nach seiner Thronbesteigung that, war, daß er die, bei einer jeden Regierungsveränderung von dem Volke zu erhebende Abgabe, joyeux avénement genannt, seinen Unterthanen erließ a). In dem Eingange des hierüber erlassenen Edikts sprach der König wie folgt: »Da Wir nunmehr auf dem Throne sitzen, »auf welchen Uns zu erheben es Gott gefallen »hat; so hoffen Wir, daß Seine Güte Unsere Ju»gend unterstützen, und Uns in den Maaßregeln »leiten werde, welche Unser Volk glücklich machen »können. Dieß ist Unser vornehmster Wunsch..... »Wir wollen Uns damit beschäftigen, Unser Volk »von der Last der Abgaben zu befreien: allein »dazu können Wir nur durch Ordnung und Spar-

---

a) Diese Abgabe wurde im Jahr 1723 für drei und zwanzig Millionen an eine Gesellschaft verpachtet. Die Gesellschaft erhob ein und vierzig Millionen. Allein die Abgabe (weil dieselbe von dem Parlamente nicht war einregistrirt worden, und demzufolge keine Klagen wegen Verweigerung derselben vor Gericht gültig waren) ging so langsam ein, daß erst im Jahre 1744 der letzte Ueberrest derselben bezahlt wurde.

»samkeit gelangen. Das Gute, welches hierdurch
»bezweckt werden wird, kann nicht das Werk eines
»Augenblicks sein: und Wir wollen lieber Uns
»über die Zufriedenheit Unseres Volkes später
»freuen, als dasselbe durch eine Erleichterung
»blenden, von deren Fortdauer Wir nicht versichert
»sein könnten. Es giebt nothwendige Ausgaben,
»welche die Ordnung und die Sicherheit Unseres
»Staates erfordert; andere Ausgaben sind eine
»Folge der Freigebigkeit. Die letztern könnten
»vielleicht eingeschränkt werden; aber ein langer
»Besitz hat Denjenigen, die derselben genießen,
»einigermaaßen gerechte Ansprüche darauf gegeben:
»man kann sie daher nur allmählig und stufen-
»weise einschränken. Endlich giebt es Ausgaben,
»welche Unsere Person und den Glanz Unseres
»Ho es angehen. In Rücksicht auf diese können
»Wir schneller den Gesinnungen unseres Gemüthes
»folgen; auch untersuchen Wir schon, durch was
»für Mittel dieselben in schickliche Gränzen ein-
»geschlossen werden könnten. Solche Aufopferun-
»gen fallen Uns nicht schwer, sobald dieselben zu
»der Erleichterung Unserer Unterthanen dienen.
»Das Glück derselben ist der Ruhm, den Wir
»suchen: und jede Wohlthat, welche Wir denselben
»erweisen können, soll die angenehmste Belohnung
»für Unsere Mühe und für Unsere Arbeit sein.
»Da Wir wollen, daß das gegenwärtige Edikt,
»das erste, welches Wir erlassen, diese Unsere Ge-
»sinnungen beweise; so ist es Unser Vorsatz, Un-

»sere Unterthanen von demjenigen, was Uns we»gen Unserer Thronbesteigung gebührt, los zu spre»chen.» u. s. w. a).

In dem ersten versammelten Staatsrathe, welchen der König, nach dem Tode Ludwigs des XV., zu Choisy hielt, sagte er die merkwürdigen Worte: »Es ist mein einziger Wunsch, mein Volk »glücklich zu machen.»

Gleich darauf schrieb der König an den, vom Hofe entfernten, Grafen von Maurepas: »Bei »der großen Trauer, die ich jetzt mit meinem »ganzen Königreiche theile, habe ich große Pflich»ten zu erfüllen. Ich bin König. Dieser Titel »legt mir schwere Verbindlichkeiten auf: allein ich »bin erst zwanzig Jahre alt, und ich besitze die »nöthigen Kenntnisse nicht. Da ich nun von »Ihrer Rechtschaffenheit, so wie von Ihrer Ge»schicklichkeit in Führung der Geschäfte, überzeugt »bin: so bitte ich Sie, mir mit Ihrem Rathe »beizustehen. Kommen Sie sobald als möglich. »Am 12. Mai 1774.»

»Ludwig.»

Der Graf von Maurepas kam am 13. Mai nach Hofe. Der König sagte ihm, es sei seine Absicht, die vielen Mißbräuche abzuschaffen, und die ganz verdorbenen Sitten wieder zu verbessern. Er

a) *Mémoires de l'Abbé Terray*, Londres 1776. p. 201.

Er fragte: Was für Mittel hiezu am schicklichsten seyn mögten. «Sire,» gab der Minister zur Antwort, »man könnte sich, zu der Ausführung dieses schönen Plans, der heimlichen Angeber bedienen, und eine Art von Inquisition »über die Sitten errichten: allein dieses, an sich »schon ungewisse Mittel, würde den niederträchtigen Schmeichlern und den Ränkemachern die »Thüre öffnen. Es giebt zwei andere Mittel zu »diesem Zwecke, welche kräftiger wirken, leichter »auszuführen sind, und sich mit der Würde Euer Majestät besser vertragen: ich meine, selbst »das Beispiel zu geben, und tugendhafte Handlungen zu belohnen.». — »Auch sind es gerade »diese Mittel, deren ich mich bedienen werde,» erwiederte der König.

Die Königinn hatte, schon als Dauphine, den Wunsch geäußert, ein eigenes Lusthaus zu besitzen. Der König, welcher seine Gemahlinn zärtlich liebte, schenkte derselben, bald nach seiner Thronbesteigung, das große und kleine Trianon, und sagte dabei: »Diese schönen Schlösser, Madame, »sind von jeher die Wohnsitze der königlichen Favoritinnen gewesen, demzufolge kann Niemand »anders als Sie dieselben bewohnen.»

Der König, welcher, durch den unvermutheten Tod seines Großvaters, eine Furcht vor den Kinderblattern bekommen hatte, ließ sich, nebst den beiden Prinzen, seinen Brüdern und der Gräfinn von Artois, am 18ten Junius 1774, zu

Marly die Blattern einimpfen. Hr. Jauberthou war der Arzt, welchem die Besorgung dieser erhabenen Kranken übertragen wurde. Die Krankheit gieug bald vorüber, und die Prinzen genasen schnell von dieser, so wohlthätigen Operation.

Bei Ludwigs Thronbesteigung war der Abbe Terray Finanzminister. Diesen Minister hatte der junge König, wegen seiner ungeheuren Verschwendung, wegen seiner Irreligiosität, und wegen der Härte mit welcher er das Volk drückte, schon als Dauphin gehaßt; er entschloß sich daher, bald nach seiner Thronbesteigung, diesen Mann, welcher die Nation schrecklich drückte, vom Hofe zu entfernen. Dieses Schicksal hatten auch die übrigen Minister Ludwigs des XV. Der Herzog Daiguillon wurde sogleich verabschiedet. Zwei Monate nachher erhielt auch der Herr de Boynes, der Minister des Seewesens den Abschied, und an die Stelle desselben ward von dem Könige der rechtschaffene Türgot ernannt. Der Kanzler Maupeou erhielt ebenfalls Befehl, sich vom Hofe zu entfernen. In kurzer Zeit hatten demzufolge, den Abbe Terray mit eingeschlossen, vier Minister ihren Abschied erhalten. Der Spanische Gesandte zu Paris, der Graf Daranda, hatte bei dieser Gelegenheit einen sehr witzigen Einfall. Der Kanzler und der Finanzminister wurden am Bartholomäustage verabschiedet, welcher Tag die Pariser an die berüchtigte Bluthoch-

zeit erinnert. Jemand sagte daher, in Gegenwart des Gesandten: »Heute ist ein Bartholo»mäustag für die Minister.» a) — »Ja wohl,» erwiederte der Gesandte, »aber es werden wenig»stens keine Unschuldigen gemordet.» b)

Die Stelle des verabschiedeten Abbe Terray erhielt Hr. Türgot. Als Minister des Seewesens hatte Türgot die Arbeiter zu Brest, denen die Regierung anderthalb Jahre Arbeitslohn schuldig war, bezahlen lassen, und für Hrn. Euler von dem Könige eine Summe von fünf tausend Livres, zur Belohnung für sein Werk über die Schiffsbaukunst, ausgewürkt.

Am 24. August 1774 nahm Türgot die Finanzministerstelle an. Ehe er die Verwaltung seiner Amtsgeschäfte antrat, schrieb er an den König einen langen und vortrefflichen Brief, in welchem die folgenden Stellen vorkommen. »Jetzt »da ich, Sire, aus dem Kabinette Eurer Maje»stät heraus trete, während ich noch voll von der

---

a) Voilà une belle St. Barthélémy de ministres.

b) Oui, car ce n'est pas le massacre des innocens. Der Witz, welcher in dieser Antwort enthalten ist, läßt sich im Deutschen nicht ganz übersetzen: Denn le massacre des innocens heißt auch das Fest der Ermordung der unschuldigen Bethlehemitischen Kinder, welches von den Katholiken besonders gefeiert wird.

»Unruhe bin, in welche die ungeheure Last, die »Sie mir auflegen, mich versetzt; während ich »noch, von der rührenden Güte, mit welcher Sie »mich haben aufzumuntern geruhen wollen, durch»drungen bin, eile ich, meine ehrfurchtsvolle »Dankbarkeit, so wie die gänzliche Hingebung »meines ganzen Lebens, zu Ihren Füßen zu le»gen. . . . Ich hätte gewünscht, Ihnen die Be»trachtungen, welche ich über die gegenwärtige »Lage der Finanzen gemacht habe, auseinander sez»zen zu können: allein ich schränke mich gegenwär»tig darauf ein, Sie an jene drei Worte zu er»innern:

»Kein Bankerott;

»Keine Vermehrung der Auflagen;

»Keine Anlehen.

». . . . . Eure Majestät werden nicht vergessen, »daß ich, im Vertrauen auf Ihre Versprechun»gen, mir eine Last aufgeladen habe, welche viel»leicht meine Kräfte übersteigt; daß ich ihnen per»sönlich (mehr dem rechtschaffenen, dem gerechten »und guten Manne, als dem Könige) mich über»lassen habe. Die rührende Gutmüthigkeit, mit »welcher Sie meine Hände in den Ihrigen zu »drücken geruht haben, gleichsam als nähmen Sie »meine Hingebung an, wird meinem Gedächtnisse »jederzeit gegenwärtig seyn, und meinen Muth »erhalten.»

Türgot führte in den Finanzen eine strenge Ordnung ein, und verjagte die, von seinen Vor-

gängern in der Kanzlei angestellten Räuber. Durch ein, am 13. September 1774 erlassenes Edikt, erlaubte er die freie Zirkulation des Getreides im Innern des Königreiches, worauf der Preis des Brodes sogleich fiel. In dem Eingange zu diesem Edikte wurde ganz deutlich gesagt: Der verstorbene König habe Kornwucher getrieben, welchen der jetzt regierende König verabscheue.

Durch das Edikt, vermöge welches der Getreidehandel in Frankreich gänzlich frei gegeben wurde, hatte Türgot mit Einem male die Gesellschaft der Kornwucherer, welche, schon seit langer Zeit, das Vorrecht besessen hatten, Frankreich periodisch auszuhungern, gänzlich zerstört, und ihre, dem gemeinen Wesen schädlichen Plane, vernichtet. a) Sie dachten daher auf Mittel, den Finanzminister dem Volke verhaßt zu machen, und denselben zu stürzen. Zu diesem Ende veranstalteten sie, über den größten Theil von Frankreich, einen Aufruhr, welcher gefährliche Folgen für den Staat drohte. Es war Getreide genug im Reiche vorhanden, und es war noch überdies sehr viel aus dem Nördlichen Europa und aus Holland, in Frankreich eingeführt worden. Alles was ge-

---

a) Die Geschichte des Kornwuchers in Frankreich findet man in meinen histor. Nachr. und polit. Betrachtungen über die Französ. Revol. Zweite Auflage, Band I. S. 37. f. ausführlich erzählt.

schehen konnte, um das Getreide über die ganze Fläche des Reiches gleichmäßig zu vertheilen, und die Anhäufung desselben in irgend einer Provinz zu verhindern, hatte der Minister gethan. In keinem Theile des Reiches war Mangel: dennoch brach der Aufruhr aus; und zwar nicht in denen Provinzen, in welchen das Korn am theursten war. Auch waren Diejenigen, die die Kornhäuser plünderten, keine ausgehungerten Leute. Sie trugen zwar das, in denselben enthaltene Korn, weg, aber nicht nach Hause, sondern sie warfen es in die Flüsse, und streuten es in die Straßen, wodurch natürlicherweise die Theurung, über welche sie sich zu beklagen vorgaben, noch zunehmen mußte. Die Rädelsführer der Aufrührer hatten Geld genug und prahlten damit. Es sei erlaubt, von diesem höchst merkwürdigen Aufruhr, eine umständlichere, aus authentischen Quellen geschöpfte, Nachricht zu geben.

Der Auflauf fieng zu Dijon an, und verbreitete sich von da allmählig bis nach der Hauptstadt, deren Aushungerung die Anstifter der Unruhen zum Zwecke hatten, um den Preis des Getreides zu erhöhen. Die Einwohner zu Pontoise, zu Poissy, zu St. Germain, und sogar zu Versailles, wurde zuerst aufrührisch gemacht. Dann kündigten die Rädelsführer an, daß sie am dritten Mai (1775) nach Paris kommen wollten. Sie hielten Wort. Ungeachtet die Pariser Stadtwache zu Pferde und zu Fuße, die

Französische Garde, die Schweizergarde, und die ganze übrige königliche Leibwache, unter dem Gewehr stand, erschienen sie an dem bestimmten Tage. In derselben Stunde zogen sie, mit Prügeln bewaffnet, durch alle Thore von Paris ein, und plünderten ungestört alle Beckerhäuser dieser ungeheuren Stadt. Man hätte ihnen leicht Einhalt thun können. Allein der allzugutmüthige Monarch, der das Blut seiner Unterthanen nicht vergießen lassen wollte, hatte den Truppen ausdrückliche Befehle ertheilt, Niemand zu verletzen, und nicht Feuer zu geben: selbst dann nicht, wenn sie von dem Pöbel beschimpft uud gemißhandelt werden sollten. Die Aufrührer waren hievon unterrichtet, und nur um so viel dreister geworden. Die Soldaten unterredeten sich mit den Aufrührern, lachten und scherzten mit denselben, um nicht mißhandelt zu werden, da ihnen verboten war, sich zu vertheidigen. Indessen wurde Staatsrath über Staatsrath zu Versailles gehalten. Zu Paris versammelte sich das Parlament; es gieng aber sogleich auseinander, nachdem der President erklärt hatte: es sei der ausdrückliche Wunsch des Königs, daß sich sein Parlament in diesen Aufruhr, welcher lediglich eine Polizeisache wäre, auf keine Weise mischen möge.

Bei dem Aufruhr zu Versailles am zweiten Mai hatte der König, aus Gutmüthigkeit, einen großen politischen Fehler gemacht. Die Aufrührer, welche das königliche Schloß umringten,

hatten mit großer Dreistigkeit gefordert, daß der Preis des Brodes heruntergesetzt werden sollte. Der König hatte nachgegeben, und sogleich befohlen, daß das Brod wohlfeiler verkauft werden solle. Die Folgen dieser Nachgiebigkeit zeigten sich bald: denn nunmehr machte das Gesindel neue und noch dreistere Forderungen. a) Aus diesem Grunde wurden zu Paris andere Anstalten gemacht, und es ward im königlichen Staatsrathe beschlossen: daß zu Paris der Preis des Brodes nicht herabgesetzt werden solle; daß den Bäkkern Schildwachen vor ihre Thüren gegeben werden sollten; daß Diejenigen, welche sich zu backen

---

a) *Extrait d'une lettre de Versailles du 2 Mai 1775.* «Sa Majesté a été si affligée de l'émeute arrivée aujourd'hui, qu'elle n'a pu dîner. Elle a donné sur le champ ordre, que le pain fut taxé à deux sols. Mais peu de temps après Elle a écrit à M. Turgot, qui étoit absent, qu'il eut à se rendre sans délai auprès de sa personne: que, cédant à la première impulsion de la pitié, Elle avoit eux égard aux réclamations d'une populace allarmée; mais qu'Elle s'en répentoit déjà; qu'Elle craignoit d'avoir fait une faute en politique, et qu'Elle vouloit la réparer. En effet, le ministre ayant volé jusqu'ici, a répresenté au Monarque le danger d'une commisération imprudente; et peu après il y a eu ordre aux boulangers, de ne donner le pain qu'au prix courant.»

weigern würden, dazu gezwungen werden sollten; und daß auf alle Weise dafür gesorgt werden solle, die Stadt Paris mit Getreide hinlänglich zu versehen. Hr. le Noir, welcher mit Hrn. Türgot auf keinem guten Fuße stand, verlohr seine Stelle als Polizeilieutenant, und statt seiner wurde Hr. Albert ernannt.

Während man auf diese Weise für Paris sorgte, erfuhr man zu Versailles mit Bestürzung, daß das platte Land, rund um die Hauptstadt, im Aufruhr begriffen sei. Nunmehr fieng der König an einzusehen, daß man keinen Versuch hätte machen sollen, einen aufrührischen Pöbel durch Gelindigkeit zu zwingen; daß die größte Gefahr bevorstehe; daß die strengsten Maaßregeln nothwendig erfordert würden; und daß ohne eine Armee nichts auszurichten sei. Es wurde in größter Eile Fußvolk und Reiterei herbeigerufen; es ward der Plan zu einem Lager abgesteckt; und es wurde befohlen, die, auf der That ergriffenen Aufrührer, militairisch zu richten, und sogleich aufzuhängen. Höchst ungerne willigte der König in diese Maaßregeln: und nach geendigtem Staatsrathe sprach der gütige Monarch zu dem Hrn. Türgot: »Lassen Sie vorher das Volk durch eine Proklamation zur Ruhe vermahnen, damit wir uns nichts vorzuwerfen haben, wenn Blut fließen sollte.«

Man hatte indessen zu Paris einige von den Aufrührern gefangen genommen: und da der Auf-

ruhr immer zunahm, und Tag und Nacht fortdauerte: so versammelte sich das Parlament, ohne auf das Verbot des Königs zu achten, abermals, um sich darüber zu berathschlagen. Es erhellte aus den Reden der Mitglieder: daß die Hauptstadt sowohl, als das Land um die Hauptstadt, bis auf eine beträchtliche Entfernung, im erklärten Aufruhr begriffen sei; daß die Einwohner der Hauptstadt bis jetzt noch ruhig geblieben wären; daß die Plünderung durch, nach Paris gekommene, Fremde geschehe; und daß diese Landstreicher nicht sowohl aus Hunger plünderten, als vielmehr aus einem andern, damals gänzlich unbekannten Grunde. Hr. de Pomeuze, ein Parlamentsglied, erzählte: Er habe sich, vor einigen Tagen, mitten unter den aufrührischen Pöbel gemischt, und unter dem Haufen eine Frau bemerkt, welche weit heftiger gewesen wäre als die übrigen. Zu dieser Frau sei er hingegangen, habe derselben einen Laubthaler gegeben, und sie gebeten, daß sie nach Hause gehen und Brod kaufen möge. Allein das Weib habe, wüthend wie eine Furie, ihm seinen Laubthaler vor die Füße geworfen, und dabei, mit einem ironischen Lächeln, ihm zugeschrien: »Fort! fort! wir brauchen Dein Geld »nicht; wir haben mehr Geld als Du.« a) Zu

---

a) Va, va, nous n'avons pas besoin de ton argent: nous en avons plus que toi. *Rélation historique de l'émeute de Paris.* p. 241.

gleicher Zeit hätte sie ihre Tasche geschüttelt, und die Laubthaler in derselben klingeln lassen.

Hierauf beschloß das Parlament: eine Vermahnung an das Volk ergehen zu lassen, und dasselbe zu warnen, daß es an dem Aufruhr keinen Antheil nehmen möge. Der Hof war mit diesem Beschlusse des Parlaments sehr unzufrieden, und verhinderte, durch militairische Gewalt, den Druck und die Bekanntmachung der beschlossenen Vermahnung an das Volk.

Da aber das Parlament fortfuhr die Entscheidung aller Prozesse und Anklagen, diesen Aufruhr betreffend, sich vorbehalten zu wollen: so berief der König dasselbe, zu einem sogenannten lit de justice, oder einer königlichen Sitzung, nach Versailles. Die Parlamentsglieder kamen an. Der König ließ ihnen erst, in dem Speisesaale, zu essen vorsetzen, und eröffnete nachher die königliche Sitzung des Nachmittags um halb vier Uhr.

Der König hielt eine Rede aus dem Gedächtnisse, ohne dieselbe abzulesen. Er sprach: »Meine Herren. Die Zeitumstände, in denen ich mich »befinde, sind ganz außerordentlich und ohne Bei»spiel. Daher sehe ich mich genöthigt, die ge»wöhnliche Ordnung der Dinge zu verlassen, und »der militairischen Gewalt eine außerordentliche »Ausdehnung zu geben. Ich muß und will den »gefährlichen Räubereien Einhalt thun, welche »bald in einen offenbaren Aufruhr ausbrechen »würden. Ich will dafür sorgen, daß es meiner

»guten Stadt Paris und meinem ganzen Reiche »nicht an Lebensmitteln fehle. Darum habe ich »Sie versammelt. Mein Siegelbewahrer wird »Sie von meinen Gesinnungen unterrichten.»

Nachdem der Siegelbewahrer seine Rede vorgelesen, und die Parlamentsglieder eine Zeit lang debattirt hatten, sprach der König abermals: »Sie haben, meine Herren, meine Gesinnungen »gehört. Ich verbiete Ihnen Vorstellungen zu »machen, welche dahin abzwecken mögten, sich der »Vollziehung meines Willens zu widersetzen. Ich »rechne auf Ihre Unterwürfigkeit, auf Ihre »Treue, und darauf, daß Sie den Maaßregeln, »welche ich genommen habe, kein Hinderniß ent»gegensetzen werden, damit, während der Zeit »meiner künftigen Regierung, kein ähnlicher Auf»ruhr mehr vorfallen möge.»

Zwei von den Rädelsführern des Aufruhrs wurden zu Paris aufgehängt, und dadurch ward der Aufruhr allmählig gestillt. Dabei war es sonderbar und merkwürdig, daß, ungeachtet man gewiß wußte, einige reiche und vornehme Kornwucherer hätten den Auflauf veranstaltet und Geld unter das Gesindel ausgetheilt; ungeachtet sich die vortrefliche Pariser Polizei die größte Mühe gab, die Urheber des Aufruhrs zu entdecken: dennoch der Hof niemals erfahren hat, weder wer diese Urheber waren, noch was für einen Plan sie dabei gehabt hatten.

Mehr als zwei Personen wurden nicht hinge-

richtet. Der König unterschrieb, mit großer Freude, eine allgemeine Amnistie.

Ehe aber die Aufrührer auseinander giengen, machten sie vorher noch einen Versuch, sich der Bastille zu bemächtigen. Dieß geschah in der Nacht vom 8ten und 9ten Mai. Der Marschall von Biron, der Oberbefehlshaber der Truppen, befand sich in Gesellschaft einiger Freunde, als ihm die Nachricht von diesem Unternehmen gebracht wurde. Alle lachten darüber, und hielten dafür, daß es ein gänzlich ungegründetes Gerücht sei, und daß ein unbewafneter Pöbel nicht thörigt genug seyn werde, eine Festung angreifen zu wollen. Indessen sandte der Marschall de Biron dem Gouverneur der Bastille, dem Hrn. de Jumilhac eine Verstärkung zu: und diese trieb den zusammen gelaufenen Pöbel auseinander.

Vier Wochen nachdem dieser Aufruhr gestillt war reiste der König nach Rheims, um sich daselbst krönen und salben zu lassen. Vorher aber machten noch die Kornwucherer einen Versuch den Herren Türgot zu stürzen, indem sie, bei dem Könige, seine Verordnungen wegen des Getreidehandels für die Ursache des, nunmehr gestillten Aufruhrs, ausgaben. Der König wollte sich von seinem geliebten Minister nicht trennen, und er gab Denjenigen, welche ihn gegen Türgot einzunehmen suchten, eines Tages, in Gegenwart des versammelten Hofes, die Antwort: »Niemand »liebt das Volk als Türgot und ich.«

Ein reicher Kaufmann von Nantes bot dem Hrn. Türgot an, um ihm zu schmeicheln, daß er ein neu gebautes, zu dem Sklavenhandel bestimmtes Schiff, mit seinem Namen benennen wolle. Diesen Antrag verwarf der Minister mit Unwillen: er wollte nicht seinen Nahmen einem zu so abscheulichen Zwecken bestimmten Schiffe leihen. a)

Als von der Krönung des Monarchen die Rede war, schlug Türgot vor: diese Zeremonie zu Paris vorzunehmen. Hiedurch würde erstlich (sagte er) sehr vieles erspart, und zweitens würde dadurch das Vorurtheil vernichtet, welches die Stadt Rheims zu dieser Feierlichkeit bestimmt, und welches verlangt, daß ein, für heilig gehaltenes Oel, zu diesem Zwecke gebraucht werde. Ferner schlug Hr. Türgot vor, daß die Formel des Eides, welchen der König leistet, abgeändert werden solle. Er sagte: in dem bisher gebräuchlichen Eide verspräche der König der Geistlichkeit zu viel, und der Nation zu wenig. Er schwöre, die Ketzer auszurotten; ein Eid welchen er nicht halten könne, ohne gegen die Gesetze der gesunden Vernunft und der Menschlichkeit ein Verbrechen zu begehen; ein Eid, welchem Ludwig XIII. nud Ludwig der XIV. durch eine Erklärung auszuweichen gesucht hätten, in welcher sie bekannt machten, daß sie unter dem Nahmen der Ketzer die

---

a) Vie de M. Turgot, Partie. I, p. 132.

Protestanten, die einzigen Ketzer in ihren Staaten, nicht mit begriffen. Hr. Türgot hielt dafür: ein öffentliches und feierliches Versprechen des Monarchen sei nicht als eine leere Zeremonie anzusehen; und wenn ein König seinen Unterthanen etwas verspräche, so müsse dieses Versprechen eine wirkliche Verbindlichkeit auflegen, und einen wichtigen Gegenstand betreffen. Den grausamen Eid, welchen die Französischen Könige leisteten (welchen aber kein König hielt) daß sie niemals einem Duellanten das Leben schenken würden, wollte Hr. Türgot mit einem andern vertauschen, vermöge welches der Monarch versprechen sollte, alle seine Kräfte anzuwenden, um das barbarische Vorurtheil zu vernichten, welches die, aus den Zeiten der rohen Wildheit herstammenden Zweikämpfe, veranlaßt. Was in dem Eide über die Gotteslästerer vorkam, das sollte, zufolge des Vorschlags des Hrn. Türgot, ganz wegbleiben, weil eine gesunde Philosophie uns lehre, daß Gott von den Menschen gar nicht gelästert werden könne; und daß das Wort Gotteslästerung, weit entfernt ein Verbrechen zu bezeichnen, vielmehr ein Wort ohne Sinn sei. a)

Diese vortrefflichen Ideen wurden nicht befolgt. Heuchlerische und eigennützige Priester siegten auch hier, wie in andern Ländern, über die gesunde Vernunft; und das Versprechen die Ketzer

---

a) Ebendaselbst S. 136.

auszurotten ward von dem Monarchen geleistet. Es sei erlaubt, die Krönungsfeierlichkeiten, zu der Unterhaltung unserer Leser, etwas ausführlicher zu beschreiben.

Die Zurüstungen zu diesem Feste erforderten mehrere Monate. Zwischen Paris und Rheims wurden die Bauren zusammen getrieben. Sie mußten Frohndienste thun, die Wege ausbessern, die Brücken bauen, in einigen Städten (z. B. zu Rheims und zu Soissons) die Stadtthore abtragen, weil man befürchtete, der ungeheur hohe königliche Krönungswagen mögte nicht durchkommen können, u. s. w. Es war ein trauriger Anblick, diese arbeitenden Bauren zu sehen. Sobald sie einen Reisenden von ferne erblickten, fielen sie auf ihre Kniee, hoben die Hände gen Himmel und führten dieselben alsdann zum Munde: durch diese Geberdensprache forderten sie, im Nahmen Gottes, ein Stück Brod.

Zwischen Rheims und Paris befanden sich zwanzig tausend, bereit stehende Postpferde. Für die Königinn wurden, in der Hauptkirche zu Rheims, in welcher die Krönung geschehen sollte, eigene Zimmer von Holzwerk gebaut. Sie fand einen Vorsaal für die Leibwache, ein Konversationszimmer, ein Boudoir, und andere Bequemlichkeiten, die eigentlich nicht in eine Kirche gehören.

Dieß waren die Anstalten: nun die Beschreibung der Zeremonie selbst. Am 5. Junius 1775

verließ

verließ der König, in einem außerordentlich hohen und breiten Staatswagen, sein Schloß zu Versailles. Vorher war befohlen worden, daß der Monarch an allen Orten, durch welche der Zug gehen würde, mit dem Geläute aller Glocken, dem Donnern der Kanonen, und dem Freudengeschrei des Volkes empfangen werden sollte. Bei seiner Abreise von Versailles befahl der König dem Ober-Postmeister des Reiches, dem Baron Doigny, ausdrücklich, während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit eine außerordentliche Eilpost zwischen Rheims und Pontchartrain anzulegen, damit Seine Majestät täglich Nachrichten und Briefe von dem Hrn. von Maurepas erhalten könnte: denn dieser Minister, auf welchen der König sein ganzes Vertrauen setzte, reiste nicht mit nach Rheims, sondern er blieb zurück, um die Staatsgeschäffte zu besorgen.

Am 9. Junius kam der König zu Rheims an. Bei den vorigen Krönungen war es Mode gewesen, die Häuser der Straßen, durch welche der Zug gieng, von oben bis unten mit reichen und kostbaren Tapeten zu behängen, so daß Niemand sich an dem Fenster sehen lassen konnte. Ludwig der XVI. befahl ausdrücklich, daß dieses bei seiner Krönung nicht geschehen solle; »denn (sprach er) ich will nichts, was mein Volk und mich verhindern könnte uns zu sehen.»

Der Zug war prächtig, uud die Straßen waren mit Triumphbögen von mancherlei Art geziert.

An dem Thore der Hauptkirche befand sich der Kardinal de la Roche Aymon, der Erzbischof von Rheims, welcher, begleitet von einer zahlreichen Priesterschaft, den König empfieng. Der König stieg aus dem Wagen, fiel auf die Kniee, küßte das Evangelienbuch, und stand dann auf. Der Kardinal sprach: »Sire, als Nachfolger »des heiligen Remigius, habe ich das Glück, den »Erben des Chlodowig in seiner Kirche zu em»pfangen. Kommen Sie, Sire, gleich ihm, un»ter dieses heilige Gewölbe, wo ihn die Religion »aufnahm. Er kam hieher, um den Glauben an»zunehmen, den er seinen Nachfolgern hinterlas»sen hat. Sie kommen, um zu versprechen, den»selben Glauben zu beschützen, den Ihre Väter »Ihnen hinterlassen haben. Er besaß die nöthigen »Eigenschaften, um ein Christliches Reich zu stif»ten; Sie besitzen die nöthigen Tugenden, um »den Glanz desselben zu erhalten.»

Nach dieser Anrede trat der König, unter einem Lauffeuer von Kanonenschüssen und unter dem Absingen des Te Deum, in die Kirche. Man setzte vor den König eine prächtige, goldene Monstranz, welche ein Geschenk des Königs an die Kirche zu Rheims war.

Hierauf wurden die vorgeschriebenen lateinischen Gebete vorgelesen, deren sehr viele waren, und die sehr lange daurten. Das folgende Gebet klingt etwas sonderbar: »Heilige Mutter Gottes! bitte für das Volk, verwende Dich für die Prie-

ſterſchaft, und für das andächtige weibliche Geſchlecht!»

Nachdem der Segen ertheilt war, wurde der König, aus der Kirche, in den, an dieſelbe ſtoßenden Pallaſt des Erzbiſchofs, geführt. Hier wurden mehrere Anreden an den Monarchen gehalten. Nach eingenommener Mahlzeit legte ſich die königliche Familie, in den, prächtig für ſie zubereiteten, geſchmückten und gezierten Zimmern, zu Bette.

Am 10. Junius hörte der König in der Kirche die Veſper an, und nachher eine Predigt, welche der Erzbiſchof von Aix über den folgenden Text hielt: »Und der König wird regieren, »und er wird weiſe ſeyn, und er wird Recht und »Gerechtigkeit üben auf der Erde.»

Der 11. Junius war der Tag der Krönung. Um ſieben Uhr des Morgens kamen der Biſchof von Laon und der Biſchof von Beauvais, in Begleitung aller Domherren des Domkapitels zu Rheims, um den König abzuholen. Der Sänger und der Zeremonienmeiſter kamen vor die Thüre. Die Thüre des Zimmers Seiner Majeſtät fand ſich, dem Gebrauche gemäß, verſchloſſen. Der Sänger klopfte mit ſeinem Stocke an. Der Hofmarſchall rief, von Innen, durch die Thüre: »Was wollen Sie?» — »Wir verlangen den König,» antwortete der vornehmſte geiſtliche Pair des Reiches. »Der König ſchläft,» erwiederte der Hofmarſchall. Der Sänger klopf-

te noch einmal, und es erfolgten dieselben Fragen und Antworten. Der Sänger klopfte zum dritten male, und der Hofmarschall sagte zum drittenmale: daß der König schlafe. Dann rief der geistliche Pair: »Wir verlangen Ludwig den XVI, »welchen uns Gott zum Könige gegeben hat.» Sogleich öffnete sich die Thüre des Zimmers, in welchem der König, mit offener Brust, auf einem Prachtbette lag. Der vornehmste geistliche Pair des Reiches reichte dem Könige das Weihwasser und sprach: »Allmächtiger und ewiger Gott, der »Du Deinen Diener Ludwig zum Königthume »erhoben hast, gib, daß Er während Seiner Re-»gierung Seine Unterthanen glücklich machen, und »daß Er Sich niemals von dem Pfade der Ge-»rechtigkeit und der Wahrheit entfernen möge.« Darauf ergriffen die beiden Bischöfe den König, der Eine bei dem rechten, der andere bey dem linken Arme, richteten Ihn in dem Bette auf, und führten Ihn, durch eine, von Brettern erbaute, bedeckte Gallerie, nach der Kirche, wobei sie gewisse Gebeter absangen.

Gegen halb acht Uhr des Morgens erschien der König in der Kirche, und bald nachher kam das heilige Oelfläschgen, welches in der Abtei des heiligen Remigius, und neben dem Körper dieses Heiligen, aufbewahrt wird. Die Tradition der Römischkatholischen Legenden erzählt: daß dieses kleine Fläschgen, zu Anfang des sechsten Jahrhunderts, dem heiligen Remigius, mit einem wunderbaren Oele angefüllt, durch eine Taube,

vom Himmel sei überbracht worden; wie auch, daß das, in dem Fläschgen enthaltene wunderbare Oel, mit welchem schon Chlodowig gesalbt worden sei, niemals abnehme. So oft die Flasche aus dem goldenen, mit Demanten reichlich besetzten Behältnisse, in welchem dieselbe aufbewahrt ist, herausgenommen wird, muß der König viere der vornehmsten Edelleute seines Reiches, als Geiseln für die Zurückbringung derselben, stellen. Diese Geiseln schwören einen Eid: daß das heilige Fläschgen unverletzt zurück gebracht werden solle, und daß sie sich dafür mit ihrem Leben verbürgen wollten. Sie bleiben als Geiseln in Verwahrung, so lange bis das Fläschgen wiedergebracht wird.

Der Zeremonienmeister kündigte dem Erzbischofe von Rheims an, daß das heilige Fläschgen sich nähere. Dieser begab sich nach dem Thore der Kirche, um dasselbe zu empfangen. Indem der Großprior dem Erzbischofe die Flasche übergab, sprach er, dem Gebrauche gemäß: »Ich vertraue Ihnen diesen köstlichen Schatz an, welcher »dem heiligen Remigius von dem Himmel ist zu»gesandt worden, um sich desselben bei der Krö»nung Chlodowigs und seiner Nachfolger zu be»dienen. Ich ersuche Sie, zufolge einer alten »Gewohnheit, daß Sie Sich verbindlich machen »wollen, dieselbe, nach der Krönung unsers Königs »Ludwigs des XVI, in meine Hände wiederum »zu übergeben.« Der Erzbischof gab zur Antwort: »Ich empfange ehrfurchtsvoll diese heilige

»Flasche, und verspreche Ihnen, bei der Treue »eines Prälaten, nach geendigter Zeremonie der »Krönung, dieselbe in Ihre Hände wiederum zu »übergeben.» Nun nahm der Kardinal de la Roche Aymon die Flasche, gieng mit derselben nach dem Chor zurück, und setzte sie auf den Altar. Dann nahm er dem Könige den folgenden Eid ab, wobei der König sitzend und bedeckt blieb: »Ich verspreche (so sprach der König) die Perso»nen aller Stände zu verhindern, Räubereien und »Ungerechtigkeiten zu begehen, von was für Art »dieselben auch seyn mögten. Ich schwöre, aufrich»tig und aus allen meinen Kräften mir Mühe zu »geben, die, von der Kirche verdammten Ketzer, »in allen meiner Herrschaft unterworfenen Län»dern, gänzlich auszurotten.»

Nach abgelegtem Eide ward der König von zwei geistlichen Pairs dem, in der Kirche versammelten Volke, vorgestellt. Der Eine fragte: »Wollt »Ihr Ludwig den XVI. zu Eurem Könige?» Die Antwort war ein ehrerbietiges Stillschweigen, welches in solchen Fällen für eine Bejahung der Frage angenommen wird. Nun legte der Erzbischoff von Rheims dem Könige das Evangelienbuch vor. Der König legte die Hand auf dasselbe, und schwor: daß er den Heiligen-Geist-Orden sowohl, als auch den Ludwigs-Orden, erhalten und beibehalten werde; daß er das Kreuz des letztern Ordens zu jeder Zeit an einem rothen seidenen Bande tragen wolle; daß er ferner die Verordnungen gegen die Zweikämpfe

strenge wolle beobachten lassen, ohne sich jemals an die Vorstellungen der Prinzen und Herren, welche für die Strafbaren bitten mögten, im Mindesten zu kehren.

Darauf umgürtete der Erzbischof von Rheims den König mit den Schwerdte Karls des Großen. Er zog dasselbe aus der Scheide und übergab es dem Könige. Der König legte es auf den Altar, und empfieng es knieend aus den Händen des Kardinals, wobei er einige Gebeter hersagte.

Nunmehr öffnete der Kardinal die heilige Flasche, ließ einige Tropfen aus der Flasche fallen, und verdünnte dieselben mit geweihtem Oele. Der König fiel auf die Kniee vor dem Altar, und blieb in dieser Stellung bis die langen Kirchengesänge geendigt waren. Dann erhob sich der König und fiel vor dem Kardinal Erzbischof abermals auf die Kniee. Dieser salbte den Monarchen, mit dem sogenannten heiligen Oele, auf den Scheitel, auf die Brust, zwischen beiden Schultern, auf die rechte Schulter, auf die linke Schulter, in dem rechten und linken Armgelenke. Hierauf ward der König, von den Bischöfen und Erzbischöfen, mit dem königlichen Mantel bekleidet. Dann fiel der König vor dem Kardinale abermals auf die Kniee, und erhielt von ihm die achte Salbung in die Fläche der rechten Hand, und die neunte und letzte Salbung in die Fläche der linken Hand. Dem Könige wurde nunmehr das Zepter in die rechte, und die Hand der Gerech-

tigkeit in die linke Hand gegeben, und die goldene Krone Karls des Großen wurde auf sein Haupt gesetzt. So geschmückt führte der Kardinal den König zu dem Throne, bat ihn sich zu setzen, und sprach: »Sire, so wie Sie sehen, »daß die Priester dem heiligen Altar näher kom»men als die übrigen Gläubigen; so kommt es »auch Ihnen zu, darauf zu achten, daß die Prie»ster, in allen Fällen, den vornehmsten und ehren»vollsten Platz haben mögen.» Nun entstand ein lautes und wiederholtes Geschrei: »Hoch lebe der »König!» Die Kanonen donnerten, eine zahlreiche Musik ließ sich hören, und die Zeremonie war zu Ende, welche man dießmal um vieles abgekürzt hatte: dennoch waren sechs langweilige Stunden darüber hingegangen. Mit einer prächtigen und kostbaren Mahlzeit wurde dieser erste Tag des Krönungsfestes beschlossen.

Da, zufolge einer Ueberlieferung, die sich aus den Zeiten des Aberglaubens herschreibt (Zeiten die nun glücklicherweise vorüber sind) die Könige von Frankreich die wunderbare Gabe besitzen sollen, die Skrophelnkrankheit durch Berührung mit ihren königlichen Fingern zu heilen: so wurden, am folgenden Tage, dem Könige viele Kranke dieser Art vorgeführt. Sie fielen mit gefalteten Händen auf die Kniee, der König machte das Zeichen des Kreuzes über das Angesicht derselben, und sprach dabei: »Gott heile Dich, der König »berührt Dich.» Einige Kranke dieser Art, die

scheuslich verstellt waren, wollte man entfernen, um dem Monarchen den unangenehmen Anblick zu ersparen. Er aber sprach: »Laßt sie kommen; sie »sind Menschen wie die übrigen, und haben das»selbe Recht, sich mir zu nähern.» Am Abende dieses Tages schenkte der König den, zu Rheims gefangensitzenden Verbrechern, ihre Freiheit. Dann gieng er, nebst der Königinn, in den Straßen der Stadt, unter dem sich zudrängenden Volke herum. Die Offiziere ber Leibwache riefen dem Pöbel zu, Platz zu machen. Allein der König verhinderte es. Er sprach: »Sachte! sachte! wi»dersetzt Euch nicht. Sie sind begierig mich zu sehen.»

Am 16. Junius fuhr der König nach Versailles zurück. Er erwarb sich, durch seine Gutmüthigkeit, durch seine Herablassung und Offenherzigkeit, die Liebe aller Derjenigen, welche das Glück hatten, sich dem Monarchen nähern zu dürfen. Nur über seine auffahrende Heftigkeit, in welcher sich der König zuweilen etwas derber Ausdrücke bediente, beklagten sich die Höflinge und die Minister. Das Volk gab ihm eine Zeit lang den Beinahmen Ludwig der Gerechte, nachher nannte man ihn Ludwig den Wohlthätigen: beide Nahmen verdiente er wirklich.

Bald nach seiner Thronbesteigung hatte Ludwig der XVI. die Parlamenter wieder eingesetzt, welche von dem Kanzler Maupeou gänzlich aufgehoben worden waren. Ludwig der XV. war

der vielen Vorstellungen der Parlamenter so müde, daß er es für ein Glück ansah, derselben los zu werden. Sobald Ludwig der XV. todt war, wurde Maupeou von dem jungen Könige verabschiedet, und Hr. Hue de Miromenil erhielt, auf Empfehlung des Hrn. de Maurepas, die Stelle eines Siegelbewahrers. Hr. de Miromenil wurde zwar allgemein für einen rechtschaffenen Mann gehalten, aber er war dessen ungeachtet gar nicht beliebt. Man hielt ihn für eigensinnig, furchtsam, despotisch, unaufgeklärt, und allzu nachgiebig gegen den Hof.

Die Wiedereinsetzung der Parlamenter verursachte über ganz Frankreich eine außerordentliche Freude.

Zum Kriegsminister ernannte Ludwig der XVI den Grafen de Muy. Schon Ludwig der XV. hatte diesem rechtschaffenen Manne die Kriegsministerstelle angetragen. Allein damals schlug er dieselbe aus, und schrieb an den König: er sei nicht gemacht, um an einem verdorbenen Hofe zu dienen, und er sei zu alt um seine Sitten zu ändern. Die Markise de Pompadour pflegte von dem Grafen von Muy zu sagen: »er ist »der einzige Mann am Hofe, der mich nicht be»sucht, und der einzige, welcher, ungeachtet er »eben nicht gut von mir denkt, dennoch nicht »schlecht von mir spricht.« Der Graf de Muy schrieb und las unaufhörlich. Seine gesammelten Manuskripte machten mehr als sechzig Bände in

Quart aus. Er war der vertraute Freund des großen Dauphin, bis an den Tod dieses Fürsten.

Als man dem Grafen de Muy ankündigte, Ludwig der XVI. habe ihn zum Kriegsminister gewählt: da antwortete er: »dem Könige hätte ich »abermals meine Dienste abgeschlagen; aber dem »Sohn des großen Dauphin vermag ich nichts »abzuschlagen. Bald nachher ward er zum Marschall von Frankreich ernannt.

Er bekleidete die Ministerstelle nur kurze Zeit; denn er starb am 10. Oktober 1775, an den Folgen des Steinschnittes. Die Französische Armee verdankt ihm einige wichtige Verbesserungen und damals nothwendige Einrichtungen. Man hat ihm eine Grabschrift verfertigt, welche folgendermaaßen anfängt:

Sincère dans les cours, austère dans les camps,
Stoïque sans humeur, généreux sans faiblesse;
Le mérite à ses yeux fut la seule noblesse.
Sous le joug du devoir il fit fléchir les grands.

Nachdem der König einige Tage um den verstorbenen Marschall getrauert hatte, ernannte er zu der Stelle eines Kriegsministers, aus eigener Wahl, den Grafen de St. Germain, einen Mann welcher vom Hofe entfernt lebte, und welcher keine andere Empfehlung hatte, als dasjenige was gemeiniglich an den Höfen nicht empfiehlt, nehmlich — sein großes Verdienst. Der Graf war seit kurzer Zeit aus Dänemark zurück,

gekehrt, und lebte einsam und stille auf seinen Gütern, als er von Ludwig dem XVI. zum Kriegsminister ernannt wurde. Der Abbe Dubois erhielt von dem Grafen von Maurepas den Auftrag, dem Grafen de St. Germain seine Ernennung anzukündigen. Er fand den Grafen in seinem Garten, in einen alten Ueberrock gekleidet, mit einer rothen wollenen Mütze auf dem Kopfe, Gemüse pflanzend. Der Graf war acht und sechszig Jahr alt, als er zum Kriegsminister ernannt wurde.

Bei seiner Thronbesteigung fand Ludwig der XVI. das Seewesen in einem gänzlichen Verfall: allein er brachte dasselbe, in kurzer Zeit, aber freilich mit außerordentlichen Kosten, auf einen höhern Grad der Macht und des Ansehens als es noch niemals vorher gewesen war. Lord North sagte einst im Engländischen Parlamente: »ich weiß ganz zuverläßig, daß in den Jahren »1773 und 1774 die Französische Marine nicht einen Thaler zu unterhalten kostete; sie war nicht »nur vernachläßigt, sondern beinahe ganz vernichtet. Allein in Zeit von wenigen Monaten hat »Frankreich eine Flotte ausgerüstet, welche fähig »ist uns auf dem Weltmeere die Herrschaft streitig zu machen.»

Der König hatte sich, als Dauphin, mit allen Theilen des Seewesens und des Schiffbaues auf das genaueste bekannt gemacht. Bei seiner Thronbesteigung war Hr. de Boynes Minister

des Seewesens. Diesem Minister legte der junge König täglich Fragen vor, welche er nicht beantworten konnte, weil er von dem Seewesen gar nichts verstand. Der König gab ihm den Abschied und machte Hrn. Türgot zum Seeminister. Als diesem bald nachher die Verwaltung der Finanzen übertragen wurde, ward Hr. de Sartine, der vormalige Polizeilieutenant, zum Minister des Seewesens ernannt. Dieser hatte zwar von dem Seewesen ebenfalls keine Kenntniß; jedoch machte er sich, in kurzer Zeit, mit allen Theilen desselben bekannt. Der neue Minister setzte sein ganzes Vertrauen auf den Hrn. de Fleurieu, einen jungen Schiffslieutenant, und besuchte, in Gesellschaft dieses See Offiziers, alle Französischen Seehäfen.

Zu der Zeit des Todes Ludwigs des XV. war der Herzog de Vrilliere Minister der innern Angelegenheiten (ministre de la maison de Roi) Dieser niederträchtige und allgemein verhaßte Höfling, war ein Liebling des verstorbenen Königs gewesen, und hatte die Ministerstelle vier und funfzig Jahre lang bekleidet. Unglaublich groß ist die Anzahl der Verhaftbriefe, welche er unterschrieben hat. Der junge König wollte diesen alten Mann nicht gerne seiner Stelle berauben, ungeachtet er ihn verachtete. Er ließ ihm daher den Ministertitel, aber er nahm ihm die Besorgung der Geschäffte ab, ausgenommen das Ausstellen der Verhaftbriefe, das verhaßteste aller

Geschäffte. »Lassen wir ihn,» sagte Ludwig der XVI. zu Maurepas, »lassen wir ihn ferner die »Verhaftbriefe unterzeichnen; wir können es um »so viel eher thun, da ich nicht gesonnen bin, viel »solche Briefe zu bewilligen.» Der Herzog de la Brilliere legte bald nachher seine Stelle nieder, und starb aus Gram, sich so allgemein verachtet zu sehen.

An seine Stelle ernannte der König einen der rechtschaffensten Männer in ganz Frankreich, den Hrn. de Malesherbes. Sobald dieser Minister ernannt war, machte derselbe bekannt: daß er keinen Verhaftbrief unterzeichnen werde, ehe nicht der Bewegungsgrund desselben von einer Kommission untersucht seyn würde. Die Mitglieder dieser Kommission ernannte er selbst, und suchte dazu rechtschaffene Männer aus, die ihm persönlich bekannt waren. Er besuchte alle Staatsgefängnisse, und ließ viele, durch Verhaftbriefe in Verhaft gerathene Personen, los. Gleich einem Engel erschien er in den dumpfen Kerkern, trocknete die lange geflossenen Zähren ab, entließ die Unschuldigen, und erleichterte das Schicksal der Schuldigen. Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit verkrochen sich bey seinem Anblicke; die gekränkte Unschuld erhob freudig das gebeugte Haupt, und weinte Freudenthränen. In den Kerkern zu Bicetre fand er einen, seit vier und zwanzig Jahren gefangen sitzenden Mann, dessen Verbrechen unbekannt war. Malesherbes schenkte ihm die

Freiheit, und stellte den Unglücklichen dem Könige vor, der, über das Schicksal dieses Opfers der willkührlichen Gewalt gerührt, Thränen vergoß. Umsonst suchte dieser, seit so langer Zeit gefangener Mann, seine Freunde und Verwandten auf. Er fand Niemand; Niemand konnte ihm von denselben Nachricht geben. Die Welt war ihm fremde; er war der Welt fremd geworden: er fiel dem Monarchen zu Füßen, und bat sich die Gnade aus — sein Leben im Gefängnisse beschließen zu dürfen.

Hr. de Malesherbes war der vertraute Freund des Ministers Türgot. Beide arbeiteten gemeinschaftlich zum Wohle des Staates. Hr. Türgot hob, im Nahmen des Königs, die Frohndienste sowohl, als die persönliche Dienstbarkeit auf; auch schafte er die Innungen und Zünfte ab. Durch so vortrefliche Anstalten und Verbesserungen vermehrte er die Anzahl seiner Feinde und Gegner. Er hatte das Schicksal aller großen Männer — das heißt: er wurde beneidet, verfolgt und verläumdet. Nach vieler Mühe gelang es endlich seinen Feinden, den König gegen ihn einzunehmen. Er erhielt seinen Abschied: und an demselben Tage forderte Hr. de Malesherbes, welcher nunmehr einsah, daß es unmöglich sei, an dem Hofe, selbst mit dem beßten Willen, Gutes zu thun, seine Entlassung. Der König war traurig über den Verlust zweier so vortreflicher Männer, und er sagte zum Hrn. de Males-

herbes, als dieser seinen Abschied verlangte: »Ach! wie glücklich sind Sie! ich wollte ich könnte auch meinen Abschied nehmen!» Nachdem sich der Hr. de Malesherbes vom Hofe entfernt hatte, da sagte er zu seinen Freunden: »am Hofe habe »ich die Hälfte meiner Tugend verlohren; und »jetzt habe ich mich vom Hofe entfernt, um wenigstens die andere Hälfte zu behalten.»

Als es zu Versailles bekannt wurde, daß Hr. Türgot seinen Abschied erhalten habe, da war die Freude unter den Höflingen außerordentlich groß, und sie schämten sich nicht dieselbe auf eine unanständige Weise zu zeigen. a) Alle Diejenigen, welche sich von Mißbräuchen nährten, feierten, bey seiner Verabschiedung, ein Freudenfest.

Den Verlust seiner Stelle ertrug Türgot mit stoischer Standhaftigkeit: aber mit der größten Betrübniß sah er, daß alles Gute, was er eingeführt hatte, wiederum vernichtet ward. Die Frohndienste wurden wieder eingeführt, und die Zünfte wieder hergestellt. Das physiokratische System, dessen großer Vertheidiger Türgot war, verlohr durch seine Entlassung einen großen Theil des Ansehens, in welchem dasselbe bisher in Frankreich gestanden hatte.

Zu der Stelle eines Finanzministers ernannte der

a) Mémoires sur la vie et les ouvrages de M. *Turgot*, S. 211.

der König den Herrn de Clugny, welcher Intendant zu Bordeaux war. Man hatte dem Monarchen die Rechtschaffenheit und die Einsichten dieses Mannes sehr gelobt, und zugleich gesagt, daß er bei dem Volke sehr beliebt sei. Diese letztere Eigenschaft war es vorzüglich, worauf der König bei der Wahl aller seiner Minister sah. Dießmal hatte man den König betrogen: denn der Herr de Clugny war der ganzen Nation verhaßt; und ehe er noch seine Ministerstelle antrat, sagte man schon von ihm alles nur mögliche Böse.

Clugny war ein Mann ohne Religion und ohne Sitten. Er gab sich nicht einmal die Mühe, sein sittenloses Leben den Augen des Publikums zu verbergen. Von Bordeaux nach Versailles brachte er mit sich drei Schwestern, welche alle drei, zu gleicher Zeit, seine Beischläferinnen waren. Da er wußte, daß der König ein abgesagter Feind aller Ausschweifungen war, so suchte er auf alle Weise seine ausgelassene Lebensart dem Monarchen zu verbergen. Um sich bei dem Könige beliebt zu machen, stellte er sich, als wenn er eben das Vergnügen an der Schlosserarbeit fände, welches der König an derselben fand, der gemeiniglich seine Abende bei der Feueresse zubrachte. Er ließ zwei sehr geschickte Deutsche Schlossergesellen nach Versailles kommen, und lernte von denselben die Geheimnisse ihrer Kunst.

Anfänglich schlug er dem Könige vor, neue Auflagen auszuschreiben, um das Defizit zu dek-

ken. Der König verwarf den Vorschlag. Dann machte er einen Plan zu einem Staatsbankerotte, und legte dem Könige denselben vor: allein der König verwarf diesen schändlichen Plan mit Abscheu, und sagte dem Finanzminister derbe Wahrheiten.

An die Stelle des Herrn de Malesherbes kam, auf Empfehlung des Herrn de Maurepas, Herr Amelot, vormals ein Kommissarius in Burgund, und ein Liebling des alten Maurepas.

Bald nach der Verabschiedung des Herzogs Daiguillon wählte Ludwig der XVI, den Herrn Grafen de Vergennes zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Herr de Maurepas hatte ihn empfohlen. Vorher war er Französischer Gesandter zu Konstantinopel gewesen. Die Lebensart dieses Ministers war äußerst einfach. Um vier Uhr des Morgens stand er auf, schloß sich mit zwei Schreibern in sein Zimmer ein, und arbeitete bis um ein Uhr. Dann gieng er zu seiner Gemahlinn, speiste in Gesellschaft seiner Familie, und spielte nach Tische mit seinen Kindern. Um fünf Uhr des Abends schloß er sich abermals in sein Zimmer, und arbeitete bis zehen Uhr des Nachts. Dann nahm er etwas Fleischbrühe, und legte sich nachher zu Bette. Die Arbeit war seine ganze Beschäftigung. Er mischte sich in keine Hofintrigen; er hatte keine Freunde; Niemand schützte ihn; und die Liebe des Königs hatte er

sich bloß allein durch seine tiefen politischen Einsichten, durch seine Verdienste und durch seine unermüdete Thätigkeit, zu erwerben gewußt. Vergennes wählte einen gewissen Moreau (Verfasser einer weitläuftigen Geschichte von Frankreich) zu seinem geheimen Sekretair, und gab demselben den Auftrag, ihn vor allen Ungerechtigkeiten zu warnen, zu denen man ihn zu verleiten suchen mögte; so wie auch ihn von allem zu unterrichten, was das Publikum von ihm sagen mögte.

Der König behielt noch immer die Strenge bei, mit welcher er seine Regierung angefangen hatte. Er war unerbittlich über alles, was die Anständigkeit, oder die guten Sitten beleidigte. Der Graf von Artois hatte, mit den Herzogen de Chartres (jetzt Orleans), de Bourbon und de Fitz James eine Lustparthei verabredet. Jeder legte zehen Louisdors zu der gemeinschaftlichen Kasse, und Jeder sollte seine Maitresse in die Gesellschaft bringen. Der König erhielt Nachricht davon. Sogleich gab er Befehl, zu Paris, vor das Haus, in welchem die Mahlzeit gehalten werden sollte, einige Schildwachen zu setzen, welche alle Diejenigen, die Eßwaaren, Wein u. s. w. bringen würden, in das Haus herein lassen, aber den Prinzen den Eingang verweigern sollten. Die vier Prinzen kamen, mit ihren Beischläferinnen, vor dem Hause an. Sie glaubten unbekannt zu

seyn, und wunderten sich nicht wenig, als sie die Schildwachen erblickten. Allein ihre Verwunderung nahm noch zu, als sie hörten, daß ihnen, auf Befehl des Königs, der Eingang in das Haus verweigert werde. Die drei Herzoge begaben sich von da nach einem andern Hause und hielten daselbst ihre Mahlzeit: allein der Graf von Artois kehrte nach Versailles zurück. Der König erwartete ihn, und wünschte ihm Glück zu seiner schnellen Rückkehr. Der Graf schwieg stille und verbiß seine Wuth. Auf Befehl des Königs war die, zu Paris zubereitete Mahlzeit, unter die Armen vertheilt worden.

Der Herzog von Chartres (nachher Orleans Egalite) war dem Monarchen, wegen seines niedrigen Geizes und wegen seiner ausgelassenen Sitten, persönlich verhaßt, und der König gab ihm, bei einer jeden Gelegenheit, seinen Unwillen zu erkennen. Zu der Zeit als der Herzog den Garten des Palais Royal mit neuen Gebäuden besetzen ließ, die er zu vermiethen gedachte, um sich beträchtliche Einkünfte zu verschaffen, hatte er eines Tages eine Unterredung mit dem Könige, über ein, damals zum ersten mal vorgestelltes Lustspiel, welches den Titel führte: »Der König im Schlaraffenlande.« Der Monarch sagte: »Dieser König macht zwar viele »tolle Streiche; aber dennoch bin ich überzeugt, »Herr Herzog, daß Sie ihm wenigstens die Klug»heit nicht absprechen werden.« — »Warum

»Sire?« — »Weil er keine Straßen in seinem »Garten baut.« a)

Der Erzherzog Maximilian von Oesterreich, jetziger Kurfürst von Köln, kam, zu Anfange des Jahrs 1775, nach Paris, um seine Schwester, die Königinn, zu besuchen. Er reiste unbekannt, unter dem Nahmen eines Grafen von Burgau. Zwischen dem Erzherzoge und den Französischen Prinzen entstanden einige unangenehme Rangstreitigkeiten; und da dieselben, aller Versuche ungeachtet, nicht beigelegt werden konnten, so nahmen die Prinzen an den, dem Erzherzoge zu Ehren gegebenen Lustbarkeiten, gar keinen Antheil, sondern entfernten sich vom Hofe, bis nach seiner Abreise.

Der Adelsstolz der Französischen Prinzen übersteigt allen Glauben, und alles, was man sich außerhalb Frankreich davon vorstellen mag. Es sei erlaubt Ein Beispiel zum Beweise anzuführen. Die Königinn machte sich das Vergnügen in einer kleinen, ausgesuchten Gesellschaft, zuweilen Komödie zu spielen. Einst suchte sie, in Gegenwart des Grafen von Artois, die Gräfinn von Provenze (eine Tochter des Königs von Sardinien)

---

a) Es erschien damals ein Schauspiel gedruckt, in welchem Orleans redend eingeführt war. Er sagte:

Ie fais bâtir un bel hotel,
D'un jardin j'ai fait un bordel,
Ie suis là dans mon centre.

zu überreden, auch eine Rolle bei diesem Gesellschafts-Theater zu übernehmen. Die Prinzessinn verwarf den Vorschlag, als ihrer ganz unwürdig. Die Königinn erwiederte: »aber wenn ich, die »Königinn von Frankreich, Komödie spiele, so »sollten Sie wenigstens über die Schicklichkeit der »Sache keinen Zweifel mehr haben.« Die Gräfinn hielt sich für beleidigt. Sie sagte, etwas bitter: »ob ich gleich keine Königinn bin, so bin »ich doch von dem Holze, aus welchem dieselben »geschnitten werden.« Die Monarchinn antwortete, ebenfalls beleidigt: »Sie müssen das Haus »Sardinien nicht mit dem Hause Oesterreich ver»gleichen, Madame: denn dieses weicht an Alter »und Rang selbst dem Hause Bourbon nicht.« Bisher hatte der Graf von Artois stillschweigend zugehört; nunmehr aber fiel er ein, und sagte lachend: »Madame, ich habe mich in Ihre Unterredung »nicht mischen wollen, weil ich glaubte daß Sie »aufgebracht wären; jetzt aber sehe ich wohl daß »Sie scherzen.«

Bei der ungewöhnlich heftigen Kälte, welche zu Ende des Januars 1776 einfiel, ließ die Königinn einige prächtige Schlitten verfertigen, um dem Hofe zu Versailles das ungewöhnliche Schauspiel einer Schlittenfahrt zu geben. Die Höflinge fanden bald Vergnügen daran, und es wurden täglich Schlittenfahrten veranstaltet. Der König nahm keinen Antheil an dieser Lustbarkeit. Er gab vielmehr zu verstehen, daß er wünschte, man

möchte das Geld, welches auf diese Weise verschwendet würde, unter die Armen austheilen, welche, bei der strengen Kälte, aus Mangel an Holz, beinahe umkommen müßten. Der König selbst gab das Beispiel. Er ließ täglich mehrere Fuder Holz kaufen, und dieselben unter die Armen zu Versailles austheilen. Einst sagte er, zu dem ganzen versammelten Hofe, als eben einige Fuder dieses Holzes vor den Fenstern vorbei geführt wurden: »Sehen Sie, meine Herren, dieß ist die »Schlittenfahrt an welcher Ich Vergnügen finde.« Alle Abende gieng der König, ganz allein und unbekannt, in einem alten Ueberrocke aus, und besuchte die Armen zu Versailles, die ihn nicht kannten, um sich zu überzeugen, daß das gekaufte Holz unter dieselben gehörig vertheilt werde.

Zu der Zeit dieser Kälte befahl der König, daß keine Schildwachen in dem Schloßhofe und vor die Thore des Schlosses gestellt werden sollten, damit die Armen ungestört in die Königliche Küche kommen, und sich daselbst an dem Feuer wärmen könnten. Auch wurde, in der Königlichen Küche, täglich Suppe und Gemüse unter die Armen ausgetheilt.

Am 18. April 1776 kam der Kaiser Joseph der Zweite, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, zu Paris an. Er verbat sich am Hofe alles Zeremoniel, und alles was zur Etikette gehörte. Sehr oft speiste er mit dem

Könige und der Königinn in ihren Zimmern allein. Er verließ Versailles am 31. Mai.

Der Graf de St. Germain konnte sich als Kriegsminister nicht lange halten. Seine Neuerungen mißfielen den Höflingen. Er machte bei der Königlichen Leibwache große Einschränkungen und schaffte einen Theil derselben ab. Man hat behauptet: Diese Verminderung und Einschränkung der Königlichen Leibwache hätte in der Folge viel dazu beigetragen, den Verschwornen die Vollziehung ihrer Plane zu erleichtern. So sehr St. Germain als Offizier geliebt gewesen war, so sehr wurde er als Minister gehaßt. Der König sah sich endlich genöthigt, ihm den Abschied zu geben. Er erhielt denselben zu Anfang des Septembers 1777, und starb zu Paris am 15. Januar 1778, in dem siebzigsten Jahre seines Alters. Er wollte, statt der Gefängnißstrafe, Schläge mit der Fläche des Säbels bei der Armee einführen. Allein die ganze Armee gerieth, bei der Ankündigung dieser neuen Art von Strafe, in Aufruhr. Die Soldaten riefen aus: »Lieber Streiche mit »der Schneide des Säbels, als mit der Fläche »desselben!« Die Unteroffiziere, welche an den Soldaten diese Züchtigung vollziehen sollten, weigerten sich standhaft es zu thun. Desto besser nahmen sie aber die Abänderung der Strafe wegen des Ausreißens auf. Die Ausreißer sollten nehmlich, vermöge eines ausdrücklichen Verlan-

gens des Königs, statt aufgehängt zu werden, künftig an den Festungen arbeiten.

Die Einschränkungen welche der Graf de St. Germain bei der Königlichen Leibwache machte, waren: 1) eine Verminderung der Gardes du Korps; 2) wurden die Gensdarmes sowohl, als die leichten Dragoner, vermindert; 3) hob er die beiden Kompagnien der Musketairs ganz auf; und 4) ward die Kompagnie der Grenadier zu Pferde aufgehoben. Weil St. Germain in dem Kriegssache Alles einschränkte und beschnitt, benannte man ihn mit dem Spottnahmen: des Armee-Schneiders.

Der Fürst von Montbarrey (ein Deutscher Reichsfürst) ward, an die Stelle des Grafen de St. Germain zum Kriegsminister ernannt. Diesem Minister warf man Härte, Strenge, Mangel an Fähigkeit, und Eigennutz vor. In einem, wegen großer Lieferungen geschlossenen Kontrakte, bedingte er sich, für seine Beischläferinn, die Demoiselle Renard, eine beträchtliche Summe aus. Der König bekam die Original-Papiere zu sehen, und sagte, sehr aufgebracht: »Diesen habe ich mit der Hand im Sacke ertappt, »und ich will an ihm ein Exempel statuiren!« Der Minister verstand aber die Kunst den Monarchen zu besänftigen, und blieb ungestraft. Die Gräfinn Maurepas, deren Liebling Montbarrey war, wußte Ludwig den XVI. von der Unschuld ihres Freundes zu überzeugen.

Herr de Clugny starb, nachdem er fünf Monate lang Finanzminister gewesen war. Er that, während dieser Zeit, nichts Gutes und viel Böses. Er vermehrte die Schulden des Königs, bezahlte aber seine eigenen, und kaufte sich ein prächtiges Gut in der Normandie. An seine Stelle ernannte der König den Herrn Taboureau des Reaux zum Finanzminister, welcher vorher Intendant zu Valenciennes gewesen war. Herr Nekker erhielt den Titel eines General-Direktors der Finanzen, welche Stelle, bloß um seinetwillen, neu geschaffen wurde. Herr Taboureau war allgemein beliebt, und als ein rechtschaffener Mann geschätzt. Der König hörte täglich so viel von seinen Kenntnissen und von seinen Tugenden, daß er glaubte den Französischen Finanzen nicht besser aufhelfen zu können, als wenn er Herrn Taboureau denselben vorsetzte. Taboureau blieb nicht lange Finanzminister. Er wurde durch die Kabalen des Herrn Nekker verdrängt, der sich selbst, an seiner Stelle, zum Finanzminister herauf schwang, wie an einem andern Orte ausführlich erzählt worden ist. a)

Taboureau weigerte sich, die ihm angebotene Stelle anzunehmen. Die Bitten und das Zureden des Herrn de Maurepas waren vergeblich. Endlich ließ ihn der König rufen, und nö-

a) Man sehe meine Historischen Nachrichten. Zweite Auflage, Band I. S. 154. f. f.

thigte ihn, durch folgende Worte: »Herr Tabou»reau. Sie müssen die Stelle annehmen. Ich »befehle es; mein Volk wünscht es: und Sie »können Sich nicht dem Wohl Frankreichs ent»ziehen.«

Der neue Finanzminister erfüllte vollkommen die Erwartungen, welche man sich von ihm gemacht hatte. Die ganze Nation liebte und schätzte ihn. Zufolge eines, seit alten Zeiten eingeführten Gebrauchs schenkte der König einem jeden neu gewählten Finanzminister einen Stock mit einem elfenbeinernen Knopfe. Auch Herr Taboureau erhielt einen solchen Stock; und nun erschien der folgende Vierverse:

Des aveugles sans nombre ont porté ce bâton;
Pour diriger vos pas il n'est point nécessaire:
Mais, remis en vos mains, il assure, dit-on,
A l'honneur un soutien, aux fripons leur salaire.

Nach acht Monaten legte dieser vortreffliche Mann, aus Gram über Nekkers niedrige Ränke, seine Stelle nieder, und starb zu Paris am 31. Mai 1782, allgemein geliebt und bedauert.

Herr Nekker gab sich große Mühe um die Herstellung der Finanzen. Er war sehr thätig und arbeitete unabläßig. Indessen hatte man doch wenig Zutrauen zu dem Erfolg seiner Arbeiten. Als einst am Hofe Jemand sagte: »Herr Nekker »giebt sich große Mühe, um die Maschine wie»der auszubessern und in Stand zu setzen;« da antwortete ein feiner Höfling: »Ey! ey! er

»macht ein Genfer Uhrwerk; es hält nicht lange.« Allein der König liebte ihn und schätzte ihn hoch. Als einst mehrere Redner des Engländischen Parlaments die Finanzverwaltung des Herrn Nekker lobten, freute sich der Monarch, welcher diese Lobreden in den Engländischen Zeitungen las. Er übersetzte die vorzüglichsten Stellen in das Französische, und als Herr Nekker zu ihm kam, fragte er: »Verstehen Sie die Engländische Sprache?« — »Ja, Sire, ich verstehe dieselbe.« — »Ich lerne sie jetzt,« versetzte der König, »da »habe ich eben etwas übersetzt, sagen Sie mir, »ob die Uebersetzung richtig ist.« Es läßt sich denken, wie sehr sich der eitle Finanzminister durch ein solches Kompliment geschmeichelt fand.

Man warf dem Herrn Nekker, nicht mit Unrecht, vor, daß er sich seine Stelle zu Nutze mache, um sich zu bereichern. Nach dem Tode des Philosophen J. J. Rousseau fand Ludwig der XVI. unter seinem Teller die folgenden Verse:

Genève a produit deux grands hommes,
Et tous les deux *chers* aux François:
L'un emporte bien des regrets,
L'autre emportera bien des sommes.

Sieben Jahre lang war der König verheirathet, und noch war die Königinn nicht schwanger geworden. Dieses diente den Höflingen zum Vorwande, um einen Versuch zu machen, das Königliche Ehepaar unter sich zu entzweien. Man sprach täglich, in Gegenwart des Königs, von der

Unfruchtbarkeit der Königinn, und man gab, auf eine versteckte Weise, zu verstehen, daß der König wohl thun würde, seine Gemahlinn zu verstoßen. Auch wurde ein Versuch gemacht, dem Könige eine Beischläferinn zu verschaffen. Der König befand sich auf dem Schlosse la Muette, und da der Abend sehr schön war, so bezeigte er ein Verlangen, nach einer Gegend, les bons hommes genannt, spazieren zu gehen. Eine schöne Kaufmannsfrau, welche man von Paris zu diesem Zwecke hatte kommen lassen, befand sich in der Nähe. Sie trat, wie von ungefähr, dem Monarchen in den Weg. Die Höflinge sagten: »Welch »ein schönes Weib, Ew. Majestät!« — »In der »That sie ist sehr schön,« erwiederte der König ganz kalt. Einige Zeit nachher fragte er: wer sie sei? Man antwortete: eine Kaufmannsfrau von Paris. »So würde sie besser thun in ihrer Bude »zu sitzen, als die Zeit hier mit Spazierengehen »zu verlieren.« — Und nunmehr wurde nicht weiter von diesem Weibe gesprochen.

Indessen erhielt die Königinn Nachricht von den Mitteln, durch welche die Höflinge sie der Zuneigung ihres Gemahls zu berauben suchten. Sie überhäufte ihn mit Zärtlichkeit, und gab ihm viele Beweise der lebhaftesten Anhänglichkeit. Auch gelang es ihr, seine Liebe ununterbrochen zu erhalten.

Nunmehr wurden andere Kabalen angelegt. Es erschien eine Menge der schändlichsten Schmäh-

schriften gegen die liebenswürdige Königinn. Man beschuldigte die Monarchinn der gröbsten Ausschweifungen und der abscheulichsten Laster: und man sorgte dafür, daß der König alle diese Schriften auf seinem Zimmer fand, ohne daß er erfahren konnte, wie dieselben dahin gekommen wären. Man warf der Monarchinn vor: daß sie sich unanständig betrage; daß sie öffentlich mit dem Grafen von Artois scherze; daß sie die Anständigkeit sogar aus den Augen setze; daß sie häufige Bälle und Lustbarkeiten veranstalte; daß sie zu viel tanze; u. s. w. Die Königinn war jung, lustig, aufgeräumt und leichtsinnig; allein von allen den Verbrechen, die man ihr schuld gab, sprach ihr Gewissen sie frei: sie glaubte daher die gegen sie ausgestreuten Lästerungen durch stillschweigende Verachtung hinlänglich zu bestrafen. Auch auf den König, welcher den Karakter seiner Gemahlinn besser kannte als alle ihre Verläumder, machten die, gegen sie, auf eine so freche Weise, ausgestreuten Gerüchte, nicht den mindesten Eindruck zu ihrem Nachtheile. Hingegen das Volk, welches von seinen Vorgesetzten gerne immer das Schlimmste glaubt, hielt alle diese Unwahrheiten für gegründet, und fieng allmählig an, die vorher angebetete Königinn zu verachten und zu hassen.

Zu Anfang des Jahrs 1777. hatte Soleiman Aga, der Gesandte des Bei von Tunis, zu Versailles bei dem Könige Audienz. Bald nachher sandte auch der Kaiser von Marokko seinen

Neffen als Gesandten zu dem Könige. Als ein Geschenk brachte dieser Ludwig dem XVI. vierzehn gefangene Französische Christensklaven mit sich.

Der Graf von Artois verliebte sich in die Madame de Canillac, eine Hofdame der Herzoginn de Bourbon. Diese Prinzessinn (eine Schwester des Herzogs von Orleans und Gemahlinn des Herzogs de Bourbon, Sohn des Prinzen de Conde) bemerkte das Liebesverständniß, und gab der Dame ihren Abschied. Der Graf von Artois, darüber aufgebracht, beschloß sich zu rächen. Er kam, während des Karnevals 1778, maskirt und mit der verabschiedeten Dame am Arm, nach der Redoute. Hier suchte er die Herzoginn von Bourbon auf, stellte sich, als kennte er sie nicht, als hielte er sie für ein Freudenmädchen, und sprach mit ihr in dem Tone, welchen man in Frankreich gegen solche verworfene Geschöpfe anzunehmen pflegt. Die Herzoginn, welche sich unerkannt glaubte, scherzte und lachte über das Mißverständniß. Der Graf, der zu viel Wein getrunken hatte, gieng bald von Worten zu groben Thätlichkeiten über. Nun ergrimmte die Herzoginn, fiel über ihn her, hob den Bart seiner Maske auf, erkannte den Grafen von Artois, schwieg stille und gieng fort. Der Graf folgte ihr nach, ergriff die Maske der Herzoginn mit beiden Händen, und zerdrückte ihr dieselbe auf dem Angesichte. Die Herzoginn hielt es für das Beste, über diese grobe Beleidigung sich nicht zu

beklagen. Als sie aber erfuhr, daß sich der Graf öffentlich am Hofe derselben rühme, da fiel sie dem Könige zu Füßen, und verlangte Genugthuung. »Ich verlange nicht,» sprach sie, »von »Ew. Majestät Genugthuung als Prinzessinn Ihres »Geblütes, sondern als Weib und als Staatsbürgerinn. Wäre ich auch die Geringste, so »dürfte ich Achtung fordern, und vorzüglich un»ter der Maske.« Der König antwortete:» Sie »wissen wohl, daß mein Bruder oft unbesonnen »handelt.« Der Graf bat die Herzoginn um Verzeihung, und behauptete, es sei ein Mißverständniß gewesen, und er hätte sich in ihrer Person geirrt. Die Familie der Condes war mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden. Sie verlangte anfänglich, daß Orleans Egalite, damals Herzog von Chartres, für seine Schwester, von Artois Genugthuung fordern sollte. Allein Orleans war zu feigherzig sich zu schlagen, und gab zur Antwort: dieser Streit gehe ihn nichts an. Nun forderte der Herzog von Bourbon den Grafen von Artois auf den Degen heraus. Die beiden Prinzen schlugen sich im Holze von Boulogne, so geschickt daß keiner von beiden verwundet wurde. Sie umarmten sich, und ohne Blutvergießen war der Streit beigelegt.

Sobald der König Nachricht von diesem Zweikampfe erhielt, verbannte er seinen Bruder nach Choisi, und den Herzog von Bourbon nach Chantilly. Es war nur eine Verbannung zum

Scheine:

Scheine: denn nach wenigen Tagen erschienen beide Prinzen, so wie vorher, am Hofe. Die Pariser machten auf den Vorfall die folgenden Verse:

Bourbon se tait et se lamente,
L'époux ménace et se présente:
D'Artois se vante et puis mollit,
De Chartres rit, puis s'avilit.

Um diese Zeit wurde die Königinn schwanger. Als sie zuerst die Bewegung des Kindes fühlte, kam sie zu dem Könige, und sagte, in einem ernsthaften Tone, in Gegenwart mehrerer Personen: »Sire, verschaffen Sie mir Genugthuung: »einer Ihrer Unterthanen hat mich auf eine freche Weise beleidigt.« Der König antwortete: »Wie so? wie so? erzählen Sie mir die Geschichte.« — »Ja, Sire,« fuhr die Königinn fort, »einer Ihrer Unterthanen ist frech genug »gewesen, soll ich es sagen? mir Fußtritte in »den Leib zu geben.« Der König lachte und umarmte seine geliebte Gemahlinn.

Ganz Frankreich erwartete mit Verlangen einen Thronerben. Allein die Hoffnung blieb unerfüllt. Am 19. Dezember 1778 kam die Königinn mit einer Tochter nieder. Der König konnte seine außerordentliche Freude nicht verbergen. Mit dem neugebohrnen Kinde im Arme gieng er im Zimmer umher, zeigte dasselbe den Anwesenden, und rief zu wiederholten malen aus: »welch ein »Glück Vater zu seyn! Sehen Sie hier meine »kleine Tochter! Sieht sie mir nicht ähnlich?«

F

Während des Wochenbettes gieng keine Stunde vorbei, ohne daß der König seine Gemahlinn und sein Kind besuchte. Wenn er mit seinen Ministern arbeitete, brach er oft unvermuthet ab, gieng weg und sagte: »ich komme gleich wieder; »ich gehe auf einen Augenblick weg, um die Kö»niginn zu besuchen.«

Die Etikette erforderte, bei der Geburt eines Königlichen Kindes, an dem Französischen Hofe ein besonderes Zeremoniel. Es sey erlaubt, dasselbe mit ein paar Worten zu beschreiben. Sobald die Königinn Geburtsschmerzen fühlte, gab die Oberhofmeisterinn derselben Befehl, die Prinzen und die Prinzessinnen von dem Königlichen Geblüte herbei zu rufen, sowohl als die Minister und den König. Alle diese begaben sich in das Zimmer, in welchem die Monarchinn auf einem Ruhebette lag. Der Siegelbewahrer von Frankreich lag, zu den Füßen des Bettes, auf den Knieen. Sobald das Kind zur Welt gebohren war, wurde dasselbe dem Siegelbewahrer gezeigt, welcher das Geschlecht des Kindes untersuchte und aufschrieb. Dann erst stand er auf. War es ein Sohn, so wurde derselbe eingewickelt, und alsdann, begleitet von den Offizieren der Leibwache und von den Ministern, in das ihm bestimmte Zimmer getragen. Hier hieng der Hofmarschall dem Königlichen Kinde die Ordensbänder des Ludwigs-Ordens und des Heiligen Geist-Ordens über die Windeln an.

Der König sowohl, als die Königinn, schenkten, bei der Geburt der Kronprinzessinn, große Summen an die Armen zu Paris und zu Versailles. Die Stadt Paris bezeugte ihre Freude über die glückliche Niederkunft der Monarchinn durch Feuerwerke, Erleuchtungen, Freudenfeure, durch Brunnen die mit Wein flossen, und durch Auswerfung von Fleisch und Brod unter das Volk. Sobald die Königinn von ihrem Wochenbette aufstand, steurte sie hundert arme Mädchen aus. Eine jede erhielt 712 Livres, mit der Bedingung, daß Diejenigen unter ihnen, welche ihr erstes Kind selbst stillen würden, noch eine gewisse, bestimmte Summe, in der Folge erhalten sollten. Bei der Einsegnung dieser Ehepaare waren der König und die Königinn gegenwärtig.

Seinem Plane der Sparsamkeit blieb indessen der König getreu. Er schränkte alle seine Ausgaben ein, oft bis zur Kargheit; so daß er z. B. sich die Ueberreste der, von der Mittagsmahlzeit übrigen Gerichte, auf den Abend aufheben ließ. Er war hart gegen sich selbst, mehr als gegen Andere. Sein Bette bestand aus sechs, über einander gelegten, Matrazen; es war dasselbe ohne alle Federn. Der einzige Fehler, den man an ihm bemerkte und tadelte, war auffahrende Hitze. Eines Tages war der König beschäftigt, vor seiner Feueresse einige Schlüssel zu schmieden. Während dieser Zeit kam der President des Parlaments von Paris, Daligre, an der Spitze einer Ge-

sandtschaft, um wegen einiger Edikte Vorstellungen zu machen. Der König, welcher der unaufhörlichen Vorstellungen und Schikanen des Parlaments müde war, fuhr den Presidenten an: «Gehen Sie zum T.....!« Der President antwortete, mit einem tiefen Bückling: »verlangen »Sie, Sire, daß man Ihre Antwort in das »Protokoll eintragen solle?« Der König lachte, und hörte geduldig bis an das Ende, was der President zu sagen hatte.

Man hatte sich bisher große Mühe gegeben, den König zu Ausschweifungen mit dem andern Geschlechte zu verleiten. Als dieses nicht gelang, versuchte man, ihm einen Geschmack am Spiele beizubringen: allein auch diese Versuche blieben ohne Erfolg. Nunmehr wurde ein neuer Plan angelegt, welcher leider! nur allzugut gelang. Der König, wenn er von Staatsgeschäfften ermüdet, und zum Lesen, mit welchem er einen großen Theil seiner Zeit anfüllte, nicht aufgelegt war, setzte sich, wie schon bemerkt worden ist, vor die Feueresse, und schmiedete Schlüssel. Eine solche Arbeit, bei einem, zu dem Schmelzen des Eisens nöthigen, heftigen Feuer, erhitzte den Monarchen sehr. Er pflegte alsdann viel Wasser, oder Wasser mit Wein vermischt, zu trinken. Allmählig setzte man, statt des Wassers, Champagnerwein und Tokayer hin: und so gewöhnte sich der König — was man wünschte — das Trinken an. Wenn er etwas zu viel getrunken hatte, so

legten ihm die Höflinge Papiere vor, welche der Monarch, unwissend was er that, unterschrieb. Dem Volke gab man vor, um die Königinn verhaßt zu machen, daß diese ihren Gemahl zu dem Trinken verleite, während sie heimlich darüber seufzte, daß es unwürdigen Höflingen gelungen war, den Monarchen zu diesem Fehler zu verführen. Das ungewöhnliche Trinken hatte noch eine andere unangenehme Folge: es verleitete mehr als gewöhnlich zu essen; daher der König, welcher vorher immer schlank und mager gewesen war, nun auf Einmal dick, fett, schläfrig und unthätig wurde — eine Unthätigkeit, deren sich die Höflinge nur zu sehr, zu ihrem eigenen Vortheile, zu bedienen wußten.

Dessen ungeachtet blieb der König, noch wie vorher, ein abgesagter Feind aller Ausschweifung und Verschwendung. Er haßte den Herzog von Orleans Egalite (damals Chartres) aus keinem andern Grunde, als wegen der gänzlichen Unfähigkeit dieses Prinzen irgend etwas Gutes zu thun. Als Orleans nach Italien reisen wollte, kam er nach Hofe, bückte sich tief vor dem Könige, küßte Seiner Majestät ehrfurchtsvoll die Hand, und bat sich die Erlaubniß aus, eine Zeitlang reisen zu dürfen. Der König sah den Herzog einige Augenblicke stillschweigend an, und sagte dann: »ich hoffe bald einen Dauphin »zu erhalten; die Gräfinn von Provenze kann »schwanger werden; der Graf von Artois hat

»mehrere Söhne — folglich können Sie thun »was Sie wollen. Ich sehe nicht ein, was Sie »dem Vaterlande nützen. Reisen Sie wenn Sie »Sie wollen, und bleiben Sie aus so lange »Sie wollen.«

Nach der Abreise des Orleans bezeugten die Pariser ihre Freude durch Lieder und Gassenhauer, von denen die folgende Strophe zum Beispiele dienen mag:

Grace à Dieu, dans l'Italie
Il est allé voyager;
Mais le peuple ne l'oublie,
Et veut toujours en parler.
Il le déteste de sorte,
Qu'il dit, dans son souvenir:
Que le Diable l'emporte;
C'est nôtre plus grand désir.

Während des Amerikanischen Krieges gab Ludwig XVI. mehrere Beweise seiner wahrhaft philosophischen Denkungsart. Als er erfuhr, daß man den Kapitain Cook, von seiner Entdeckungsreise, bald in England zurück erwarte, gab er dem Seeminister, dem Herrn de Sartine, den Befehl, Zirkularbriefe an alle Offiziere der Königlichen Kriegsschiffe, Fregatten, und Kaperschiffe ergehen zu lassen, durch welche ihnen befohlen wurde, diesen berühmten Weltumsegler in dem Laufe seiner Schiffahrt nicht zu unterbrechen, sondern ihn zu behandeln als wenn seine Schiffe

einer neutralen Macht zugehörten, und ihn mit allem Nothwendigen zu versehen.

Der König weigerte sich lange, an dem Kriege, welchen die Amerikanischen Kolonien gegen ihr Mutterland führten, Antheil zu nehmen. Nur die Ueberredung bewog ihn dazu. Der Herr de Vergennes wollte seine tiefen politischen Kenntnisse zeigen; und Herr Necker wollte der ganzen Welt beweisen, daß er im Stande sey, alle Kosten eines langen und kostspieligen Krieges zu bestreiten, ohne dem Volke neue Auslagen aufzubürden.

Vergennes war einer der feinsten Staatsminister die Frankreich jemals gehabt hat. Alle seine Feinde vermogten nichts gegen ihn auszurichten, und er sagte zuweilen scherzend: »er habe »ein Gelübde gethan, als Minister zu sterben.« Er besaß ein vortreffliches Gedächtniß, und kannte die Nahmen der vorzüglichsten Städte, Dörfer und Flüsse, in allen Ländern. Der König freute sich, bei seinen Arbeiten mit diesem Minister, über die Fertigkeit desselben, ihn in der Geographie zurecht zu weisen. Aus diesem Grunde nannte er den Herrn von Vergennes, seinen Nomenklator.

Necker gab sich große Mühe, den Herrn de Sartine zu stürzen, und den Markis de Castries, an dessen Stelle, zum Minister des Seewesens zu erheben. Allein der Graf von Maurepas dachte nicht günstig von dem Markis de

Castries, und daher fand es Herr Nekker schwer, seinen Zweck zu erreichen. Inzwischen war doch der König, zu Anfang des Amerikanischen Krieges, mit Herrn Sartine sehr unzufrieden; und, bei Gelegenheit des vorgeblichen Sieges der Frankreicher bei Ouessant, sprach der König zu ihm: »Herr von Sartine. Man hat Sie zum »besten gehabt, als man Ihnen sagte, der Graf »Dorvilliers habe den Sieg davon getragen. »Ich habe bessere Nachrichten als Sie, und ich »weiß nunmehr, was ich glauben muß.« Während der ganze Hof sich über diesen vorgeblichen Sieg freute, war der Monarch weiser, als alle seine Höflinge. Als er erfuhr, daß die auswärtigen Gesandten Anstalten machten, nach Versailles zu fahren, um ihm Glück zu wünschen: da fuhr er an demselben Tage auf die Jagd, und entgieng diesen Glückwünschungen, die ihn vor ganz Europa würden lächerlich gemacht haben.

Herr de Sartine konnte sich das Spioniren, welches er als Polizeilieutenant gelernt hatte, auch als Seeminister nicht abgewöhnen. Er machte sich bei dem Könige ein großes Verdienst daraus, daß er Alles wisse was vorgehe. Er vernachläßigte, während des Krieges, die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, und verlohr die, damals für ihn so kostbare Zeit, über dem Lesen einer Menge Berichte und Briefe, welche unbedeutende Kleinigkeiten betrafen. Unnütze

Audienzen füllten den größten Theil seiner Vormittage aus, und der Nachmittag war zu den kleinen Ränken und Intrigen bestimmt, die er anwenden mußte, oder anwenden zu müssen glaubte, um sich an seiner Ministerstelle zu erhalten. Er war ein sehr gewandter und feiner Höfling. Sein Aeußeres war anziehend; er verstand die Kunst Jedermann etwas Angenehmes zu sagen; und Denjenigen, welche mächtig waren, oder welche ihm schaden konnten, schlug er keine Bitte ab. Nach dem Seetreffen bei Ouessant trug er dem Eilbothen, welcher den Brief des Königs an den Grafen Dorvilliers überbrachte, auf, in das Hospital zu gehen, und allen verwundeten Soldaten und Matrosen, Einem nach dem Andern, zu sagen: Se. Majestät und Hr. de Sartine hätten ihm aufgetragen, ihnen zu wissen zu thun, wie sehr der König damit zufrieden sei, daß sie die Ehre seiner Flagge so gut vertheidigt hätten; auch könnten sie sicher darauf rechnen, daß, nach ihrer Herstellung, der Minister bei Sr. Majestät um einen Gnadengehalt für sie ansuchen würde. Es ist unglaublich, mit welchem Enthusiasmus diese Botschaft die Matrosen für den Dienst des Königs erfüllte.

Die Gemahlinn des Hrn. de Sartine befand sich in dem völligen Besitze des Zutrauens ihres Gemahls. Von ihr hiengen größtentheils die Beförderungen zu den Stellen der Schiffs-

lieutenants und Schiffskapitains ab. Wer sich bei ihr beliebt zu machen wußte, der erhielt durch sie Alles von ihrem Gemahl. Außerdem war diese Dame, während des ganzen Krieges, in einem ununterbrochenen Briefwechsel mit der Königinn von England. Dieser Briefwechsel betraf keine Staatssachen sondern Modesachen. Sie erhielt von der Königinn Aufträge, die neuesten Modewaaren Ihr von Paris zu übersenden. Dagegen erhielt Madame de Sartine, auf Befehl der Königinn, Engländische Waaren. Der Briefwechsel, hin und zurück, geschah durch Eilbothen, welche für Eilbothen des Ministers gehalten wurden. Sehr oft fand sich die Thür des Seeministers verschlossen, und es hieß, daß derselbe wichtige Geschäfte zu besorgen habe. Indessen war Herr de Sartine, nebst seinem geheimen Sekretair la Croix, mit dem Einpacken der Waaren beschäftigt, und mit Abschreibung der Fakturen. Endlich erhielt der Eilbothe sein Paket, und reiste ab. Hr. de Sartine kam hierauf in das Zimmer seiner Gemahlinn, wo er zahlreiche Gesellschaft antraf. Man erfuhr, daß so eben ein Eilbothe nach London abgesandt wäre; man sah, daß der Minister ermüdet von der Arbeit war: dieß gab Gelegenheit zu mancherlei Vermuthungen und zu hohen Wetten. Einige behaupteten, und machten durch die Zeitungen bekannt, es seien Friedensunterhandlungen angefangen; Andere sagten, die Engländer hätten mit Preußen ein Bündniß gemacht, und

der Krieg würde nunmehr zu Lande ausbrechen, u. s. w. — und dennoch bestand das ganze Geheimniß bloß in einem kleinen Tauschhandel, zwischen der Königinn von England und der Madame de Sartine, welche beiden Damen sich gegenseitig Bänder und Hauben übersandten. Diese Anekdote könnte den Schirachs und ihres Gleichen, welche sich einbilden in die Geheimnisse der Kabinetter eingeweiht zu seyn, zu einer heilsamen Lehre dienen, wenn man erwarten dürfte, daß diese Herren einer heilsamen Lehre noch empfänglich wären!

Endlich gelang es dem Herrn Necker, nach vielen vergeblichen Versuchen, den Seeminister zu stürzen. Er stellte dem Könige unaufhörlich vor: die Ausgaben des Seedepartements seien zu groß, als daß er sich länger im Stande befände, zu Bestreitung derselben die nöthigen Kapitalien anzuschaffen; der Seeminister halte keine Ordnung in den Ausgaben, und er werfe das Geld weg. Es kamen Wechselbriefe für funfzehn Millionen Livres, in den Kolonien auf den Minister des Seewesens gezogen, an. Herr de Sartine wagte es nicht, diese Wechsel dem Finanzminister zur Bezahlung zu übersenden, weil Herr Necker von dieser Schuld nichts wußte, und weil sich der königliche Schatz damals nicht im Stande befand, eine so große Summe zu bezahlen. Der Seeminister glaubte, er hätte Kredit genug, auch ohne den Herrn Necker, diese Summe aufzunehmen.

Er trug daher dem Schatzmeister des Seewesens, dem Herrn de St. James auf, die genannte Summe anzuschaffen. Hierdurch handelte er einem Gesetze entgegen, welches allen Ministern (den Finanzminister ausgenommen) verbot, ohne Vorwissen des Königs irgend ein Anlehen für die Rechnung ihres Departements zu machen. Hr. Necker überreichte, sobald er von dem gemachten Anlehen Nachricht erhielt, dem Könige eine Klageschrift gegen den Herrn de Sartine. In dieser sagte er: »Es sind dem Minister des Seewesens 110 »Millionen für die gewöhnlichen Ausgaben, und »sechszehn Millionen für die ausserordentlichen »Ausgaben bewilligt worden. Dennoch hat er es »gewagt, diese Vorschrift um funfzehn Millionen »zu überschreiten. Er wäre im Stande, das ganze »Königreich, und mehr noch, aufzuzehren. Er »behauptet sogar, die Ausgaben des Seewesens »seien nicht zu berechnen. Ich aber, der ich rech»nen muß, kann dieß nicht länger aushalten. Ich »ersuche Ew. Majestät um meinen Abschied, wo»fern nicht der Seeminister noch heute entlassen »wird.« Die Ursache, warum Hr. Necker auf eine so schnelle Entlassung des Seeministers drang, war, weil er wußte, daß der Vertraute und Rathgeber des Königs, der Graf von Maurepas, ohne dessen Beistimmung der König gar nichts Wichtiges unternahm, eben damals zu Paris an dem Podagra krank lag. Diesen sollte der König nicht sprechen: denn Herr Necker wollte den Herrn de

Castries zum Minister des Seewesens erheben, welchem der Hr. de Maurepas nicht günstig war. Hr. de Castries, von allem was vorgehen sollte unterrichtet, reiste auf sein Landgut nach Segrais, damit es scheine, als habe er an der Kabale gar keinen Antheil.

Der König befand sich in großer Verlegenheit, weil er den Herrn de Maurepas nicht um Rath fragen konnte. Da er sich indessen nicht vorstellte, daß Hr. Necker dreist genug seyn würde, ihm Jemand zu der Ministerstelle zu empfehlen, ohne vorher mit dem Herrn de Maurepas Rücksprache genommen zu haben; so entschloß er sich, den Hrn. de Sartine aufzuopfern, und den vorgeschlagenen Markis de Castries znm Seeminister zu wählen. Am 12. Oktober 1780. brachte Hr. Amelot dem Seeminister seinen Abschied, Hr. de Castries erhielt die Stelle eines Seeministers, und an demselben Tage reiste der König nach Kompiegne. Einige Tage nachher fuhr der König nach Paris, und stattete dem Hrn. de Maurepas einen Besuch ab. Hier erfuhr er mit Erstaunen, daß die Kabale des Hrn. Necker dem Hrn. de Maurepas ganz unbekannt war. Dieser entschuldigte sogar den Hrn. de Sartine, und behauptete: es hätte derselbe zwar unvorsichtig, aber nicht unrecht gehandelt; er könne sich mit Recht darüber beklagen, daß er ohne hinlänglichen Grund seiner Stelle sei beraubt worden; und Hr. de Castries schicke sich gar nicht zu der ihm angetra-

genen Stelle. Hr. de Maurepas setzte mit einem Tone, welcher anzeigte daß er sich für beleidigt hielt, hinzu: »Ew. Majestät. Ich ersuche Sie, mich aus Ihren Diensten zu entlassen; denn ich sehe, daß ich Ihr Zutrauen verlohren habe. Ich kann nicht länger an einem Hofe leben, an welchem Kabalen Alles vermögen, und an welchem man die Gutmüthigkeit des Monarchen mißbraucht, um denselben zu den größten Ungerechtigkeiten zu verleiten.« Der König war sehr aufgebracht. Er schlug vor, dem Hrn. Necker und de Castries sogleich den Abschied zu geben. Allein der Graf de Maurepas weigerte sich in diese Maßregel einzuwilligen. »Sire,« sprach er, »ich will keine Repressalien gebrauchen. Ew. Majestät soll selbst die Leute kennen lernen, die man Ihnen aufgedrungen hat.« — »Sehr wohl,« antwortete der König, »aber haben nicht Sie mir den Hrn. Necker gegeben?« — »Ja, Sire, ich gestehe es. Aber Ew. Majestät hat ihn zu gut behandelt. Er hätte beständig von Ihnen an seinem Platze gehalten, und ihm nicht erlaubt werden sollen, sich gegen Sie solche Freiheiten herauszunehmen, wie er gethan hat. Nunmehr hält er sich für die erste Person in Frankreich, und er trachtet nach der Stelle eines ersten Ministers.« — »Das soll er nie werden!« rief der Monarch aus. — »Ich stehe nicht dafür, Sire. Er hat große Schritte in kurzer Zeit gethan.« Seit dieser

Unterredung hielt Ludwig der XVI. den Herrn Necker für einen ränkevollen Höfling (welches derselbe auch in der That war) und entzog ihm sein Vertrauen.

Der Markis de Castries, der neue Seeminister, wurde für einen eigensinnigen und mit dem Seewesen wenig bekannten Mann gehalten. Uebrigens war er in dem Rufe eines ehrgeizigen, von den Einfällen einer alten Beischläferinn, die ihm unentbehrlich geworden war, gänzlich abhängenden Höflings, der aber mit diesen Eigenschaften so viel Rechtschaffenheit verbinde, als sich nur immer damit verbinden lasse. Als Offizier hatte sich der Markis de Castries ausgezeichnet. Er hatte den siebenjährigen Krieg mit gemacht, und war bei zehen Schlachten gegenwärtig gewesen. Bei Klosterkamp wäre er, ohne die heldenmüthige Aufopferung des Chevalier Dassas, überfallen, und wahrscheinlich zugleich mit seiner Armee niedergehauen worden. Da Castries dem Könige von Anfang an verhaßt war: so hatte auch kein Minister so viel von der auffahrenden Heftigkeit des Monarchen auszustehen, als dieser; und, seines Ehrgeizes ungeachtet, stand er mehr als Einmal im Begriffe den Abschied zu fordern, welcher Vorsatz jedoch nicht ausgeführt wurde.

Bald nach dem Hrn. de Sartine erhielt auch der Kriegsminister, der Prinz von Montbarrei, seinen Abschied, weil er seine Geschäfte vernachläßigte. Eines Tages ließ er dem Könige sagen:

er sehe sich, wegen einer Krankheit, unfähig seine Wohnung zu verlassen und der Sitzung des königlichen Staatsrathes beizuwohnen. Ludwig XVI. welcher oft allein und ohne alle Begleitung spazieren zu gehen pflegte, besuchte den kranken Minister, ohne sich vorher melden zu lassen. Allein wie erstaunte er, als er diesen Herrn bei einem großen Gastmahle antraf, welches derselbe seinen Freunden gab. »Was!« rief Ludwig aus, »so »prächtig lebt mein Minister, während ich mich »mit einer frugalen Mahlzeit begnüge!« und auf der Stelle erhielt der Kriegsminister am 18. Dez. 1780. den Abschied.

Der Markis de Segür wurde zum Kriegsminister gewählt. Die erste Veränderung, welche derselbe vornahm, war, daß er (statt, wie seine Vorgänger, alle Geschäfte dieses wichtigen Departements allein über sich zu nehmen) einen Kriegsrath ernannte, welcher aus sechs Offizieren bestand, in deren Versammlung er den Vorsitz hatte. — Eben die Einrichtung, welche nachher die Nationalkonvention angenommen hat.

Der neue Kriegsminister machte sich bei den Hofdamen sehr verhaßt. Er schlug alle Bitten um Beförderung ab, welche dieselben für junge Offiziere an ihn gelangen ließen. Einst bat ihn die Vikomtesse de Laval (aus dem Hause Montmorenci) um ein Regiment, für einen von ihr begünstigten Offizier. Er schlug die Bitte ab. Die Vikomtesse hielt sich für beleidigt, und schrieb

ihm

ihm folgendes Billet: »Herr Markis. Wenn »Sie die Geschichte gelesen haben; so haben Sie »in derselben finden müssen, daß es vormals den »Montmorency leichter geworden ist, die Stelle »eines Connetable von Frankreich zu erhalten, als »heut zu Tage ein elendes Regiment.« Segür antwortete: »Madame la Vikomtesse. Ich »habe die Geschichte gelesen: und ich habe darin »gefunden, daß die Montmorency vormals, so wie »heut zu Tage, an die Stelle gesetzt worden sind, »die ihnen zukam.«

Der König brachte einen großen Theil seiner Zeit mit Lesen zu. Er las die wichtigsten historischen, geographischen und politischen Werke mit der größten Aufmerksamkeit durch. Auch pflegte er, während des Lesens, Auszüge zu machen, und sich die wichtigsten Stellen aufzuschreiben a).

Eine der Lieblingslektüren des Königs war das Lesen der Reisen um die Welt. Als Er Cooks Reise gelesen hatte, da wünschte Er auch eine solche Reise machen zu lassen. Der Monarch schloß sich in sein Kabinett ein, entwarf selbst den Plan zu einer Reise um die Welt, übergab den-

---

a) Le Roi, dans la solitude où il passoit sa vie, avoit l'habitude de faire des notes, ou des observations, soit à propos de ses lectures, soit à l'occasion des affaires publiques. *Réflexions présentées à la nation françoise, par M. Necker.* p. 27.

selben dem Hrn. Markis de Castries, dem Minister des Seewesens, und sagte dabei: es sei ein Plan zu einer Reise um die Welt, welcher Ihm von Jemand wäre übergeben worden, der Minister möchte denselben untersuchen. Der Markis vermuthete, es würde ein Vorschlag seyn, wie so viele andere, und ließ den Plan liegen. Nach einiger Zeit fragte der König den Minister, was er von dem Plane hielte? »Sire,« war die Antwort, »ich habe denselben noch nicht untersucht.« — »Nun so untersuchen Sie ihn.« Nach einigen Tagen fragte der König abermals. Der Markis gab zur Antwort: »Sire. Der Plan ist, im Ganzen genommen, recht gut: nur hie und da ist Etwas daran zu verändern.« — »Nun, so muß ich Ihnen sagen, Hr. Markis, daß der Plan von Mir ist.« Es wurde dieser Plan in der Folge ausgearbeitet, und es befolgte denselben der unglückliche Hr. de la Peyrouse, welcher, mit seiner Mannschaft und mit seinen vielen und wichtigen Entdeckungen, in unbekannten Meeren zu Grunde gegangen ist.

Im Jahre 1779. schaffte der König, auf seinen Domainen, die drückenden Ueberreste des Lehensystems ab. Die Leibeigenschaft sowohl, als das Beßthaupt und die persönliche Dienstbarkeit, hob der gütige Monarch auf. In dem Eingange zu diesem Edikte ersuchte der König alle Großen seines Reiches, daß sie seinem Beispiele folgen möchten. Auch sagte der König in diesem Ein-

gange: Er halte dafür, daß die persönliche Dienstbarkeit der Würde des Menschen entgegen sei.

In dem Jahre 1780. machte der König, zu Verminderung der Ausgaben, beträchtliche Einschränkungen in seinem königlichen Hofstaate. Mehr als vierhundert Stellen wurden, allein bei der königlichen Tafel und bei der königlichen Küche, eingezogen und abgeschafft. Das Volk war mit dieser Einschränkung sehr zufrieden: denn Diejenigen, welche die abgeschafften Stellen bekleideten, hatten nicht allein aus dem königlichen Schatze große Besoldungen gezogen, sondern sie waren überdieß frei von Bezahlung der Auflagen gewesen, und hatten noch andere, mit ihren Stellen verknüpfte, Vorrechte genossen. In dem Eingange zu diesem Edikte sagte der König; »Endlich ist »es Zeit, den, mit einer solchen Menge von unnützen Stellen und Beschäftigungen unzertrennlich verbundenen Mißbräuchen, abzuhelfen, und »eine deutliche und einfache Ordnung, so wie Wir »dieselbe in allen Dingen lieben, einzuführen. »Diese Ordnung scheint Uns größer und Unserer »würdiger, als jene versteckte und kostspielige »Pracht, mit welcher Wir umgeben waren.« Man berechnete die Ersparung, welche dieses Edikt hervorbrachte, ungefähr auf neun Millionen Livres jährlich.

Zwei Männer hatten damals, in dem Departement der auswärtigen Geschäfte, einen großen Einfluß, nehmlich die beiden Brüder Gerard

de Raineval. Beide waren dem Hause Oesterreich sehr ergeben. Der Aeltere, welchen man auch den Amerikaner nannte, weil ihm die Unterhandlungen mit den Abgesandten der Engländischen, Nordamerikanischen Kolonien, mit Franklin und Drane, übertragen worden waren, verdankte seine Beförderung dem Herzoge du Chatelet, der ihn zu seinem Sekretair wählte, als er seine Gesandschaft zu Wien antrat. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich empfahl der Herzog seinen Sekretair dem Herzoge von Choiseul, der denselben zum ersten Sekretair der auswärtigen Geschäfte ernannte. Gerard erhielt den Auftrag, einige Gränzstreitigkeiten zwischen Frankreich und Oesterreich zu berichtigen. Dieses Auftrages entledigte er sich zu der gänzlichen Zufriedenheit der Kaiserinn Königinn, von welcher er fürstlich belohnt wurde. Nunmehr war Gerard ein wichtiger Mann. Er verschaffte seinem jüngern Bruder die Stelle eines Konsuls zu Danzig. Choiseul wurde verabschiedet: allein Gerard blieb, und er erhielt sogar das Vertrauen des Herzogs Daiguillon, Choiseuls Nachfolger. Nach dem Tode Ludwigs des XV. erhielt Daiguillon seinen Abschied, aber Gerard behielt abermals seine Stelle; denn, da der ganze Gang der Geschäfte ihm bekannt war, so konnte ihn Vergennes nicht entbehren. Dieser Minister haßte ihn anfänglich: allein er lernte ihn allmählig besser kennen, und fragte ihn über Alles

was er thun wollte um Rath, bis er ihm die Stelle eines bevollmächtigten Gesandten in Amerika verschaffte. Nun kam der jüngere Gerard an die Stelle seines ältern Bruders. Damals hatte der Herzog de la Vauguyon bereits in Holland die Saamen der Zwietracht ausgestreut, und Gerard unterstützte ihn, von Paris aus, in allen seinen Unternehmungen gegen den Statthalter. Der Baron de Breteuil, welcher damals Französischer Gesandter zu Wien war, nahm an dem Plane, Unruhen in Holland zu erregen, Antheil: ja, es gelang ihm sogar, das Haus Oesterreich zu bewegen, an dem Plane einigen, jedoch nur mittelbaren, Antheil zu nehmen. Man behauptet, daß die Ansprüche, welche der Kaiser Joseph der Zweite gegen die Holländer gültig zu machen suchte, aus dieser Quelle entsprungen wären.

Neckers Rechnung über die Einkünfte und Ausgaben des Staates erschien, und verursachte außerordentliches Aufsehen. Der schlaue Finanzminister machte sich den Enthusiasmus des Publikums zu Nutze, um ein Anlehen von sechs Millionen in Leibrenten zu veranstalten. In dem, wegen dieses Anlehens erlassenen Edikte, sagte der König: »Da die Bedürfnisse des Krieges, in »welchen Wir Uns verwickelt finden, Uns in die »unvermeidliche Nothwendigkeit setzen, ein An»lehen zu machen, und da Wir Uns von dem »Zustande Unserer Finanzen haben Rechenschaft

»ablegen lassen, um zu erfahren, ob es nöthig »seyn möchte, eine Auflage auszuschreiben, welche »für dieses Anlehen bürgte: so haben Wir mit »Vergnügen gesehen, daß die Summe Unserer »Einkünfte Unsere gewöhnlichen Ausgaben um »sieben und zwanzig Millionen übersteige. . . . »Da Wir, nach der reifsten Ueberlegung, in die»sem Zustande Unserer Finanzen sowohl, als in »der Rechnung, welche Uns abgelegt worden ist, »nichts gefunden haben, was erforderte, daß die»selbe geheim gehalten würde: so haben Wir da»für gehalten, daß, wenn Wir die Bekanntma»chung derselben erlaubten, daraus nichts als »Gutes entstehen müßte, und daher haben Wir »Uns leicht entschlossen, einen einfachen und offe»nen Gang zu gehen, welcher, obgleich in den »Verhandlungen Unserer Staatsverwaltung noch »neu, Uns geschienen hat, vollkommen mit den »Grundsätzen, welche Wir angenommen haben, »überein zu stimmen. . . . . . Indem Wir also »Unsere getreuen Unterthanen zu der Kenntniß »des Zustandes Unserer Finanzen gelangen lassen, »glauben Wir dieselben Uns näher zu bringen, »und immer mehr und mehr jene Einheit des In»teresse, jene Uebereinstimmung, und jenes gegen»seitige Zutrauen zu vermehren, auf denen die »Stärke des Staates sowohl, als das Glück des »Volkes und des Monarchen beruht.«

Das außerordentliche Aufsehen, welches Neckers abgelegte Staatsrechnung in ganz Europa machte,

so wie auch die übertriebenen Lobsprüche, welche der Finanzminister erhielt, erhoben die, ohnehin schon große Eitelkeit dieses Mannes, auf den höchsten Grad. Er glaubte Alles zu können und Alles fordern zu dürfen. Er forderte daher die Stelle eines Staatsministers. Diese Forderung stürzte ihn; denn sie konnte nicht bewilligt werden, weil Necker ein Protestant war. Der Markis de Pesay sprach oft darüber mit dem Grafen von Maurepas. Er suchte den Grafen zu bewegen, daß derselbe Neckern den Titel eines Staatsministers, nebst einer Stelle in dem königl. Staatsrathe, verschaffen möchte. Hierauf antwortete eines Tages der Graf von Maurepas, als sich derselbe auf das Aeußerste getrieben sah: »Ich »habe für den Mann, dessen Sie Sich mit so »großem Eifer annehmen, schon mehr gethan, als »ich hätte thun sollen. Niemals werde ich zugeben, daß Er werde was ich bin: und dieß würde »er seyn, wenn ich ihn zum Minister machte. »So lange ich lebe wird nichts daraus.« Nach dieser Unterredung rieth Pesay dem Hrn. Necker, das Vorhaben Minister zu werden aufzugeben. Er sagte ihm vorher: wenn er hierauf bestünde, so würde er seinen Abschied erhalten.

Nunmehr wandte sich Necker an den König selbst. Er sagte Sr. Majestät zu wiederholtenmalen: »er werde seinen Abschied verlangen, wo»fern ihm der König nicht den Zutritt in den »Staatsrath gestatte.« Er setzte hiebei voraus:

daß er dem Könige unentbehrlich sei, und nicht entlassen werden könne. Man versichert, der König habe Neckern geantwortet: »Sie haben den »Vorzug, mit Mir arbeiten zu dürfen. Es ist »Ihnen erlaubt, mit Mir über Alles zu sprechen, »was zu der Wohlfahrt meines Volkes beitragen »kann. Sie wissen auch, daß ich Sie bisher ge»gen alle Intrigen in Schutz genommen, und »daß ich Ihnen sehr oft von denselben Nachricht »gegeben habe. Es macht mir Vergnügen, zu»weilen gegen Sie mein Herz ausgießen zu kön»nen. Dieses dürfte nicht mehr geschehen, wenn »Sie Minister wären. Thun Sie Mir also den »Gefallen, und machen Sie keine weiteren An»sprüche auf diesen Titel, welcher die Achtung, »die ich für Sie hege, nicht vermehren könnte.«

Auf diese Weise sprach Ludwig der XVI. mit dem Direktor seiner Finanzen. Allein die Eitelkeit dieses Mannes und der Ehrgeiz seiner Frau wurden hiedurch nicht befriedigt. Am 19. Mai 1781. versammelte Madame Necker alle ihre Freunde in ihrem Hause, und berathschlagte sich mit denselben. Da wurde der Entschluß gefaßt: Necker solle, noch an demselben Tage, seinen Abschied von dem Könige verlangen. Man setzte voraus: der König werde den Abschied nicht annehmen, sondern er werde Neckern zum Minister ernennen, und ihm erlauben, dem Staatsrathe, welcher am nächstfolgenden Sonntage gehalten werden sollte, beizuwohnen. Necker begab sich zu dem Könige,

und forderte seinen Abschied. Der König ertheilte ihm denselben sogleich, und befahl ihm überdieß, zu seiner nicht geringen Bestürzung: er solle Versailles verlassen, und, bis auf weiteren Befehl, sich nach seinem Landhause zu St. Ouen begeben.

Am 22. Mai kam Herr Necker nach Marly, um den König noch einmal zu sprechen: allein er erhielt keinen Zutritt. Er begab sich nach dem Grafen von Maurepas. Dieser ließ ihm sagen: ein heftiger Anfall von Podagra verhindere ihn, den Besuch des Herrn Necker anzunehmen. Herr Necker fuhr hierauf zu seinem Freunde, dem Herrn Markis de Castries, ließ sich von demselben trösten, und reiste dann nach St. Ouen.

In den ersten Tagen seiner Verbannung schrieb Herr Necker dem Könige einen Brief, worin er, nebst einer prahlerischen Lobrede auf sich selbst, und einer feierlichen Versicherung der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen, mit vieler Bitterkeit gegen die ränkevollen und ungerechten Höflinge deklamirte, welche seinen Fall veranlaßt hätten. Man sah aus diesem Briefe, wie sehr er sich über das Unglück, vom Hofe entfernt zu seyn, grämte, und wie wenig er im Stande war, eine Veränderung seines Schicksals mit philosophischer Kaltblütigkeit zu ertragen.

An dem Unglücke des Herrn Necker nahmen die Pariser den wärmsten Antheil. Sie bewiesen dieses auf mancherlei Weise. Ein Kupferstecher stellte das Brustbild des Herrn Necker auf den

Körper des Neides gestellt, vor. Man sah, wie das Gewicht des Brustbildes den Körper des Neides zusammen drückte, und wie derselbe, aus seinem Rachen, satyrische Flugschriften und Schmähschriften gegen Necker ausspie. An dem Sonntage, an welchem die Nachricht von Neckers Verbannung zu Paris bekannt wurde, ward, auf dem Französischen Theater, das Schauspiel: die Jagdpartheі Heinrichs des Vierten vorgestellt. In dem Auftritte, in welchem der König den Sully umarmt, und ausruft: »die »Nichtswürdigen! wie sie mich betrogen haben!« rief eine Stimme im Parterre: »Ja! Ja!« und sogleich wiederholten tausend Stimmen dieses, für Neckern so ehrenvolle Ja. Die reichsten Bankiers zu Paris, welche, während Neckers Staatsverwaltung, durch die gemachten Anlehen, ungeheure Summen gewonnen hatten, sagten laut: sie würden die Regierung über kurz oder lang zwingen, den verabschiedeten Finanzdirektor wiederum an die Stelle zu setzen, welche er jetzo hätte verlassen müssen.

Ueberhaupt hielten die vernünftigen und unpartheiischen Politiker dafür: die Regierung habe höchst unvorsichtig und unpolitisch gehandelt, als dieselbe dem Herrn Necker zu einer Zeit den Abschied gab, in welcher der Enthusiasmus für seine Person unter der Nation auf den höchsten Grad gestiegen war; in welcher die Liebe gegen ihn sowohl, als das Zutrauen in seine Einsichten und

in seine Redlichkeit, unbegränzt war; in welcher die Sache, welche Er vertheidigte, die Sache des Volkes zu seyn schien. Da man außerdem die wahre Ursache, warum Necker in Ungnade gefallen war, dem Publikum sorgfältig verbarg: so schien es, als wäre Necker der Märtyrer seiner Rechtschaffenheit, und seiner, zum Besten des Staates gemachten Plane, geworden.

Der Markis de Castries nahm sich seines verabschiedeten Freundes an, und vertheidigte denselben. Er sagte sogar, zu dem Grafen von Maurepas, dessen beleidigte Eigenliebe Neckers Verabschiedung veranlaßt hatte: »Der König »kann, wenn es ihm gefällt, mich sowohl, »als alle seine übrigen Minister, verabschieden. »Es wird jederzeit hundert andere, eben so gute »finden, um uns zu ersetzen. Allein es giebt in »der Welt nur Einen Mann von den Verdien»sten des Herrn Necker.« Diese Rede wurde dem Herrn de Castries sehr übel genommen: und als man ihm zu verstehen gab, daß der König, über diese und ähnliche Aeußerungen, welche er gewagt hatte, höchst unzufrieden sei, da gab er den Vorsatz auf, die Zurückberufung des Herrn Necker zu bewirken.

Die Stelle des Herrn Necker erhielt Herr Joli de Fleury de la Valette, vormals Intendant in Burgund. Er weigerte sich lange, und erklärte endlich: daß er von der Verwaltung der Finanzen keine Kenntniß habe; daß er, aus

keinem andern Grunde, als um den Willen des Königs zu erfüllen, die ihm angebotene Stelle annähme; daß er dieses nur auf kurze Zeit (par interim) thue; daß er den Titel eines Direktors der Finanzen nicht verlange; daß er keinen Eid leisten würde; und daß er sowohl alle Plane des Herrn Necker ausführen, als auch alle, von seinem Vorfahrer gethanen Versprechungen, halten werde. Wenige Tage nachher erhielt Herr de Fleury eine Stelle im Königlichen Staatsrathe. Ihm wurde gleich bewilligt, was man Neckern abschlagen zu müssen geglaubt hatte.

Der neue Finanzminister, getreu dem Beispiele seines Vorgängers, fieng sogleich an, im Nahmen des Staates Geld zu borgen. Er fuhr damit fort, so lange er Finanzminister war. Bei dem ersten Besuche, welchen der alte Marschall de Richelieu dem Herrn de Fleury machte, sagte er: »Sie sind nunmehr Finanzminister. »Allein Herr Necker hat die Schlüssel zu der «Geldkiste mit sich fortgenommen, und Sie wer»den kein Geld bekommen, außer demjenigen, »welches er Ihnen will zukommen lassen.«

Um diese Zeit wurde die Königinn zum zweiten male schwanger. Die Etikette verlangte, in solchen Fällen, daß die Königinn, während der ganzen Zeit ihrer Schwangerschaft, den Pallast nicht verlassen sollte. Allein Ihre Majestät unterwarf sich diesem Zwange nicht. Alle Tage gieng

und fuhr sie aus, welches die vortrefflichste Wirkung zu der Erhaltung ihrer Gesundheit hatte.

Am 22sten Oktober 1781 kam die Königinn, unter den oben beschriebenen Formalitäten, und in Gegenwart aller, durch die Hof-Etikette vorgeschriebenen Zeugen, nieder. Wegen der Stille, die im Zimmer herrschte, glaubte die Monarchinn eine Tochter gebohren zu haben, und sie war betrübt darüber. Allein der König tröstete seine Gemahlinn, indem er sich dem Bette derselben näherte, und zu ihr sprach: »Madame. Sie »haben Meine Wünsche sowohl, als die Wünsche »meines Königreiches erfüllt. Sie sind die Mut»ter eines Dauphins.« Die Königinn verlangte das Kind zu sehen. Es wurde ihr von der Prinzessinn de Guemene, als Gouvernantinn der Kinder von Frankreich, gebracht. Bald nachher gab die Königinn der Prinzessinn ihren neugebohrnen Sohn mit folgenden Worten zurück: »Madame. Ich brauche Ihnen nicht dieses Kind »zu empfehlen, an dessen Wohl das ganze König»reich Antheil nimmt. Es könnte dasselbe keinen »bessern Händen anvertraut werden. Allein, da»mit Sie desto ungestörter die Sorge für dasselbe »unternehmen können, so bin ich gesonnen, die »Erziehung meiner Tochter selbst zu übernehmen.«

Als der Dauphin acht Tage alt war, wurde er gewogen und gemessen. Er wog dreizehn Pfund, und war zwei und zwanzig Französische Zoll lang.

Der König feierte das Freudenfest der Geburt seines Thronerben durch Wohlthaten von mancherlei Art. Er erließ der Stadt Paris Ein Jahr lang das Kopfgeld; gab die, wegen Schulden sitzenden, Gefangenen los, nachdem er ihre Schulden hatte bezahlen lassen; machte Stiftungen für die Findelkinder; und begnadigte einige Verbrecher. Die Königinn theilte große Summen unter die Armen aus; und Herr Necker gab zu St. Ouen ein Freudenfest, bei welchem alle Minister sich einfanden. Die Königinn verlangte den Dauphin selbst zu stillen, ungeachtet dieses gegen die Hof-Etikette war: allein die Aerzte sowohl, als auch die Hofdamen, weigerten sich schlechterdings, in das Verlangen der Monarchinn einzuwilligen.

Die Freude der Frankreicher über die Geburt des Dauphins war unbeschreiblich groß. Schon seit eilf Jahren hatten sie einen Thronerben gewünscht. Nunmehr waren ihre Wünsche erfüllt: daher tanzte, sang, hüpfte und jauchzte dieses leichtsinnige Volk, von einem Ende des Reichs zum andern.

Ungeachtet der König und die Königinn das Beispiel gegeben hatten, die Geburt ihres Sohnes durch Wohlthätigkeit zu feiren, folgten dennoch die Höflinge diesem schönen Beispiele nicht nach. Sie machten ungeheuren Aufwand in prächtigen und kostbaren Kleidern, welche sie sich bei dieser Gelegenheit anschafften. Madame de Ma-

tignon war nicht im Stande den Putz, in welchem sie bei Hofe erschien, zu bezahlen. Sie kam daher mit Demjenigen, welcher denselben für sie besorgt hatte, überein, daß er, statt der Bezahlung, eine Leibrente von 600 Livres jährlich annehmen sollte.

Der Päpstliche Nuntius überreichte die geweihten Windeln, welche der Pabst, bei der Geburt eines Dauphins, dem Könige zu übersenden pflegt. Die Herzoginn Jules de Polignac erhielt die Stelle einer Gouvernanntinn des neugebohrnen Prinzen, welcher die Nahmen Ludwig Joseph Franz Xavier erhielt.

Nachdem die Königinn wieder hergestellt war, überließ sie sich, so wie vorher, ihrem natürlichen Hange zur Fröhlichkeit. Sie reiste zuweilen des Abends, in Begleitung des Grafen von Artois, unbekannt nach Paris, besuchte daselbst das Schauspiel, und kam erst spät in der Nacht zurück. Der König, welcher die Ordnung über alles liebte, befahl einst, als die Königinn abgereist war, der Schildwache: nach eilf Uhr des Nachts keinen Wagen in den Schloßhof herein fahren zu lassen. Um ein oder zwei Uhr des Morgens kam die Königinn mit ihrem Schwager nach Versailles zurück. Der Garde du Korps hielt den Wagen bei dem Thore des Schlosses an. Sie forderte den Oberoffizier zu sich: allein auch dieser versicherte, es sei der ausdrückliche Befehl Seiner Majestät, nach eilf Uhr Niemand einzulassen. Die Königinn sah sich daher genöthigt,

mit dem Grafen von Artois umzuwenden, und, durch einen weiten Umweg, auf einer andern Seite in das Schloß zu kommen. Am folgenden Tage kam es zwischen dem Könige und der Königinn zur Erläuterung. Der König erklärte: daß ihn, da er sich um eilf Uhr zu Bette zu legen gewohnt sei, das Geräusch in der Nacht aufwecke, und daß er daher die Königinn ersuche, sich gefälligst darnach zu richten.

Am 29. Julius 1781 kam der Kaiser Joseph, unter dem Nahmen eines Grafen von Falkenstein, zum zweiten male nach Paris. Er hielt sich nur einen Augenblick bei seinem Gesandten, dem Herren Grafen von Mercy auf, und fuhr dann sogleich nach Versailles. Der Kaiser hatte verschiedene geheime Unterredungen mit dem Grafen von Vergennes. Er blieb nicht lange, denn Er reiste schon am vierten August wieder nach Deutschland zurück.

Während des Amerikanischen Krieges studirte der König die Schiffsbaukunst in allen ihren Theilen. Herr von Sartine hatte ein kleines Modell eines Kriegsschiffes verfertigen lassen, und dasselbe Seiner Majestät geschenkt. Bei einer jeden Nachricht welche ankam, eilte der Monarch zu seinem Modelle, und ließ sich von dem Seeminister die Manövers, welche gemacht worden waren, erklären. Einige Höflinge, die da glaubten, der König bringe zu viel Zeit mit diesem Studium zu, suchten in ihm einen Widerwillen

gegen

gegen dasselbe zu erwecken. Es wagte es sogar Einer derselben zu sagen: »Wenn Ew. Majestät »eine Reise nach Brest, oder nach Rochefort ma- »chen wollten: so würden Sie mehr in Einem »Tage von der Schiffskunst lernen, als Sie in »der ganzen Zeit gelernt haben, seitdem Sie sich »mit dem Studium derselben abgeben. Sie »könnten, in Ihrer Gegenwart, Eines oder mehr »Schiffe in Bewegung setzen lassen, welches den »Muth der Offiziere sowohl, als der Matrosen, »anfeuren würde. Die Seeleute würden sich für »geehrt halten, von ihrem Könige kommandirt »worden zu seyn.« Der König zeigte Lust diesem Rathe zu folgen: allein der Seeminister, welchem, aus vielen Gründen, daran gelegen war, daß dieser Plan nicht befolgt werde, wußte die Ausführung desselben zu verhindern.

Der Graf von Maurepas, welchem die Höflinge den Zunahmen eines Mentor des Königs gaben, hatte seit einiger Zeit öftere Anfälle vom Podagra, welche ihn, bei seinem hohen Alter, an die Sterblichkeit erinnerten. Er dachte darauf, sich bei dem Könige einen Nachfolger zu geben, und seine Wahl fiel auf den Kardinal de Rohan. Er sowöhl, als seine Gemahlinn (welche über den König sehr viel vermogte, und beinahe täglich mit Seiner Majestät Piket spielte, wobei von Staatssachen gesprochen wurde) gaben sich Mühe, den Kardinal von Rohan an die Spitze der Geschäffte zu stellen: aber vergeblich.

Im Herbste des Jahres 1781 hatte der Graf von Maurepas einen Anfall vom Podagra, welcher weit heftiger war als gewöhnlich. Der König, eben im Begriffe auf die Jagd zu fahren, erhielt diese Nachricht. Sogleich befahl er, wieder auszuspannen, und schloß sich auf sein Zimmer ein. Ein Zug, welcher sowohl die Anhänglichkeit des Monarchen an den Minister, als auch sein gefühlvolles Herz beweist. Maurepas starb endlich am 25. November 1781, in einem Alter von mehr als achtzig Jahren. Der König war äußerst betrübt. Er schloß sich ein; er sprach mit Niemand; er gieng nicht nach Brunoy, wohin er, an diesem Tage, zu einer Lustparthei, von dem Grafen von Provenze eingeladen war; und er sandte der verwittweten Gräfinn von Maurepas einen Brief, in welchem er den herzlichen Antheil zeigte, welchen er an ihrem Verluste nehme. Diese Dame antwortete: »ihr Verlust sei »unersetzlich. Sie habe mit ihrem Gemahl fünf »und funfzig Jahr gelebt, und sei, während dieser langen Zeit, nicht einen einzigen Tag von »ihm getrennt gewesen. Er hätte ihr zwar ein »beträchtliches Vermögen zurück gelassen: allein »nichts wäre vermögend, sie über seinen Verlust »zu trösten, als das Wohlwollen Sr. Majestät.«

Die Schicksale des Grafen von Maurepas waren äußerst sonderbar. Es sei erlaubt, dieselben mit einigen Worten zu berühren. Er hatte so großen Einfluß in die ersten Jahre der Regie-

rung Ludwigs des Sechszehnten, daß sein Karakter wohl verdient etwas näher gekannt zu werden.

Der Graf war nicht mehr als sechszehn Jahr alt, als er zum Staatssekretair ernannt wurde. An dieser Stelle erhielt er sich während der ganzen Zeit der Regentschaft, und während der Ministerschaft des Kardinals de Fleury. Er zeigte großen Verstand, und besaß in hohem Grade die Kunst, sich bei den Hofdamen beliebt zu machen. Er machte den Versuch, die Pompadour, die Maitresse Ludwigs des XV. zu stürzen. Allein sie stürzte ihn, und ließ ihn, wegen eines beißenden Epigramms, das er auf sie gemacht hatte, vom Hofe verbannen. Von dieser Zeit an lebte er vom Hofe entfernt, in philosophischer Ruhe, und in Gesellschaft weniger, ausgesuchter Freunde. Er genoß die Freuden des Lebens wie ein wahrer Sybarit, und versagte seinen Sinnen nichts, was denselben schmeicheln konnte. Der große Dauphin, der Vater Ludwigs des XVI, besuchte ihn oft und unterhielt sich gerne mit ihm. Er sagte zuweilen: wenn er jemals König würde, so wollte er Maurepas zurück berufen. Nach dem Tode Ludwigs des XV. befürchtete der Herzog Daiguillon, nebst der Parthei der Dubarry, daß der Herzog von Choiseul wieder nach Hofe berufen werden mögte. Daiguillon, um dieses zu verhindern, ließ der Tante des neuen Königs, der Prinzessinn Adelaide, den Grafen von Maurepas, als einen allgemein geschätzten

Mann, zum Minister vorschlagen. Madame de Narbonne, die Favoritinn der Prinzessinn Adelaide, übernahm es, ihre Freundinn und Gebieterinn zu überreden. Sie that dieses mit dem glücklichsten Erfolge. Die Prinzessinn Adelaide, welche über ihren Neffen, Ludwig den XVI. Alles vermogte, schlug diesem den Grafen vor, und der Vorschlag ward angenommen. Auf diese Weise kam Maurepas wieder nach Hofe. Als ihn der König bei der ersten Audienz kennen lernte, da gefiel ihm die außerordentliche Munterkeit des Grafen, und er sagte nachher: »ich »bin mit dem Minister, welchen ich auf den »Vorschlag meiner Tante angenommen habe, völ»lig zufrieden. Ich wünschte nur, daß Herr »von Maurepas etwas jünger wäre.« Der Herzog Daiguillon hatte erwartet, Maurepas, dessen Neffe er war, würde ihn an seiner Stelle erhalten. Allein Daiguillon hatte die Königinn, als sie noch Dauphine war, zu sehr beleidigt. Es war nicht möglich, ihm zu vergeben. Ueberdieß hatte er sich, durch seine in Bretagne begangenen Verbrechen, bei der ganzen Nation verhaßt gemacht: daher erhielt er seinen Abschied. Der Graf von Maurepas machte zwar einen Versuch von seinem Neffen zu sprechen: als er aber die Abneigung des Monarchen gegen diesen Mann sah, da schwieg er stille, und ließ geschehen, was er zu verhindern außer Stande war. Daiguillon erhielt den Abschied: oder vielmehr, er for-

derte denselben, weil er einsah daß er doch nicht länger am Hofe würde bleiben können. Indessen vermogte er noch so viel über seinen alten Oheim Maurepas, daß er diesen verhinderte, Choiseul zurück zu rufen, und daß er, an seine eigene Stelle, Vergennes zu seinem Nachfolger empfahl, welchen er für einen unbedeutenden Mann hielt, und welcher, wie Daiguillon wohl wußte, ein erklärter Feind Choiseuls sowohl, als des Hauses Oesterreich war.

Der Graf von Maurepas war durch Daiguillon gegen die Königinn eingenommen worden. Er wollte Ludwig den XVI. allein beherrschen, eben so, wie vormals der Kardinal de Fleury über Ludwig den XV. geherrscht hatte. Da er nun die große Zuneigung des Monarchen für seine Gemahlinn kannte; so fürchtete er ihren großen Einfluß, der seinen Planen im Wege stand. Daher war es vorzüglich Maurepas, welcher Uneinigkeit zwischen dem Königlichen Ehepaar zu stiften suchte. Er gab sogar Veranlassung zu den Schmähschriften, welche damals in so großer Menge gegen die Königinn geschrieben, und auf eine so schändliche Weise gegen dieselbe verbreitet wurden. In dem Pallaste des Herzogs Daiguillon (hôtel d'Aiguillon) wurden öftere Zusammenkünfte gehalten, und Plane gegen die Monarchinn geschmiedet. Der unauslöschliche Haß gegen die Königinn gieng von Daiguillon auf seinen Sohn, den jetzigen Herzog Daiguillon über, welcher in

der konstituirenden Nationalversammlung eine so schändliche Rolle gespielt hat.

Bald nachdem Maurepas erster Minister geworden war, schrieb er einen Brief an eine seiner Freundinnen. Dieser Brief ist damals durch viele Hände gegangen. In demselben schrieb er: »Ich habe meinen Königlichen Zögling gesprochen. »Ich bin mit ihm zufrieden. Er scheint Festig»keit des Karakters und guten Willen zu haben. »Damit verbindet er einen gesunden Verstand »und nicht geringe Kenntnisse. Der Prinz hat »viel gelesen, und aus dem Gelesenen viel gelernt. »Seine Bemerkungen haben mir großes Vergnü»gen gemacht. Ich halte ihn einer großen An»strengung des Geistes sowohl, als der Stand»haftigkeit in seinen Planen fähig.«

Bei seinem Tode hinterließ der Graf von Maurepas Frankreich beinahe in eben der Lage, in welcher der Kardinal de Fleury bei seinem Tode das Reich gelassen hatte: ausgenommen daß die Finanzen, welche nach dem Tode des Kardinals in ziemlich guter Ordnung sich befanden, nunmehr gänzlich zerrüttet waren. Maurepas starb während des Nordamerikanischen Krieges, so wie Fleury während des Krieges im Jahre 1744 gestorben war.

Vergennes unterhielt, auf eine Art die ihm wenig Ehre machte, die Unruhen in Holland. Er hatte dabei einen doppelten Zweck. Er wollte nicht nur Holland und England auf immer

trennen; sondern es war zu gleicher Zeit seine Absicht, dem Herzoge de la Vauguyon (welchen der König sehr liebte, und von welchem zu besorgen war, daß er die Stelle eines Ministers der auswärtigen Geschäffte für sich zu erhalten suchen mögte) Beschäfftigung zu geben. Die Kabalen, welche der Herzog de la Vauguyon im Haag gegen den Herzog von Braunschweig machte, sind bekannt. Ludwig der XVI. zeigte mehr als Einmal dem Grafen de Vergennes seine Unzufriedenheit über die unanständige Rolle, welche dieser Minister Frankreich in den Holländischen Angelegenheiten spielen ließ. Allein Vergennes schob die ganze Schuld auf den Liebling des Königs, auf den Herzog de la Vauguyon.

Während des Amerikanischen Krieges entstand in Frankreich eine heimliche Gährung, auf welche die Regierung zu wenig achtete. Die Zahl der Mißvergnügten und Unzufriedenen nahm täglich zu. Drei Ursachen waren Schuld daran. Erstens die Ideen von Freiheit und von Unabhängigkeit, welche durch die Amerikaner verbreitet wurden. Zweitens die Veränderungen, welche Joseph der Zweite in seinen Staaten machte. Drittens die große Menge von Anhängern, die Necker sich zu verschaffen gewußt hatte. Die Truppen, welche in Amerika gewesen waren, unterhielten sich, bei ihrer Rückkunft nach Frankreich, mit ihren Waffenbrüdern, von demjenigen, was sie in Amerika gesehen hatten. Sie erzähl-

ten: wie sehr daselbst der Soldatenstand geachtet sei; wie man die Vertheidiger des Vaterlandes nicht, gleich ihnen, als Sklaven behandle; wie ein jeder Soldat, durch bloßes Verdienst, Offizier und General werden könne; wie die Amerikaner weder Adel noch Rang kennten; wie daselbst alle Menschen gleich wären; wie man endlich, wenn man nur Muth besäße, in Frankreich leicht den Amerikanern nachahmen könnte. Die Soldaten sprachen so laut, daß sich mehrere Personen, welche die Folgen der Dinge zu berechnen verstanden, über die Gleichgültigkeit, die die Regierung dabei zeigte, wunderten. Es hatte sich gerade damals ein ansteckender Schnupfen, von Rußland aus, unter dem Nahmen Influenza, über ganz Europa verbreitet. Als in einer Gesellschaft, in Gegenwart des Grafen de Vergennes, von jener Krankheit gesprochen wurde, sagte die Herzoginn von ***: »Herr Graf, uns droht »eine ganz andere Krankheit, die aus Amerika »kommt.« — »Wie so, Madame? wie heißt »diese Krankheit?« — »Sie heißt die Inde»pendenza,« war die Antwort. Der Graf schien etwas verlegen: er half sich aber durch ein Kompliment. »Madame,« sprach er, »wenn »ein schöner Mund, wie der Ihrige, Lehren der »Freiheit predigen wollte, so dürfte sich derselbe »allerdings viele Proselyten versprechen: allein »das, was die Soldaten sagen, bleibt ganz ohne »Wirkung.« — Die neuen Einrichtungen des

Kaisers Joseph des Zweiten fanden in Frankreich außerordentlichen Beifall. In allen Kaffeehäusern und an allen öffentlichen Orten sprach man davon. »Warum,« hieß es, »sollte der König »nicht dasselbe thun? wozu brauchen wir die »Mönche, welche dem Staate zu nichts dienen, »und welche ein ungeheures Einkommen genießen, »das besser angewandt werden könnte? Warum »sind unsere Erzbischöfe, unsere Bischöfe und »unser Adel, frei von Abgaben? Warum stützen »sie sich auf ihre Vorrechte, bezahlen nichts, und »bürden die ganze drückende Last der Auflagen »dem Bürgerstande, der Nation, auf? Warum »hat Herr Necker den Abschied erhalten? Dar»um, weil er die Abgaben auf alle drei Stände »völlig gleich vertheilen wollte. Dadurch, daß er »sich des gedrückten Volkes annahm, hat er sich »der Geistlichkeit, dem Adel und den Parlamen»tern, verhaßt gemacht. Er allein kann uns hel»fen. Vereinigen wir uns, ihn wieder in seine »Stelle zu erheben. Die Stimme von drei und »zwanzig Millionen Menschen hat doch mehr Ge»wicht, als die Stimme Einer Million, die ihm »entgegen ist.« a) Herr Necker that was in seinem Vermögen stand, um das Volk in dieser Stimmung zu erhalten, und sich unter allen Ständen des Reiches Anhänger zu verschaffen. Man fand bei ihm, zu St. Ouen, die vor-

---

a) Lettres historiques, politiques, T. 10. p. 78.

nehmsten Herren des Hofes; Erzbischöfe, Bischöfe, Staabsoffiziere, Parlamentsglieder und Bankiers. Alle diese waren eifrige Anhänger Neckers, und nannten sich selbst Neckeristen. Unter die vertrautesten Freunde Neckers gehörten damals Herr de Brienne, Erzbischof von Toulouse, und Herr Valdec de Lessart, welcher eine Stelle in dem Finanzfache bekleidete.

Am 12. April 1782. fiel die berühmte Seeschlacht zwischen dem Admiral Rodney und dem Grafen de Grasse vor, in welcher der Letztere gänzlich geschlagen und selbst gefangen wurde. Man suchte diese traurige Nachricht dem Könige zu verbergen. Allein der König, welcher sich, ohne daß seine Minister etwas davon wußten, die Engländischen Zeitungen kommen ließ, war zuerst davon unterrichtet, und sprach mit dem Hrn. de Vergennes davon. Doch ertrug der Monarch diesen beträchtlichen Verlust, den seine Waffen erlitten hatten, mit wahrer Größe der Seele. Er sagte: »ich will mir alles entziehen, was ich nur »entbehren kann, um den Verlust zu ersetzen, »welchen mein Seewesen gelitten hat.«

Im Monate Mai 1782. kamen der Großfürst und die Großfürstinn von Rußland nach Paris, unter dem Nahmen des Grafen und der Gräfinn von Norden. Die Pariser hatten sich auf den Boulevards versammelt, und empfiengen diese beiden erhabenen Personen mit einem lauten Jubelgeschrei. Der Großfürst wurde hiedurch so ge-

rührt, daß er das Fenster an dem Wagen herab ließ, aus dem Schlag der Kutsche heraus sah, und sagte: »Brave Frankreicher. Ich bin über »die verbindliche Art, mit welcher Ihr mich auf-»nehmet, äußerst gerührt; so lange ich lebe, werde »ich dieselbe nicht vergessen.«

Zufolge der Etikette wurde der Großfürst Niemand anders vorgestellt als dem Könige. Ludwig der XVI. erwartete den Prinzen in seinem großen Kabinette. Der Großfürst übergab dem Französischen Monarchen zwei Briefe: einen von Neapel, den andern von Parma, und sagte: es sei der vorzüglichste Zweck seiner Reise gewesen, den Monarchen der Frankreicher zu sehen.

Bei einem der ersten Besuche, welchen die Großfürstinn der Königinn machte, sagte Ihro Majestät: »es scheint mir, Madame, daß Sie, »eben so wie ich, etwas kurzsichtig sind. Ich »pflege mich eines, in meinem Fächer angebrach-»ten, Augenglases zu bedienen. Wollen Sie den »Versuch machen, ob diese kleine Hülfe Ihnen »Dienste leisten könnte?« Man brachte einen kostbaren, mit Demanten reichlich besetzten Fächer, welchen die Königinn der Großfürstinn überreichte. Die Großfürstinn fand die Lorgnette vortrefflich. »Ich freue mich darüber,« sprach die Königinn, »und ersuche Sie, den Fächer zu behalten.« — »Ich nehme denselben mit Vergnügen an,« erwiederte die geistreiche Großfürstinn, »weil er »mir dienen wird Ew. Majestät besser zu sehen.«

Bei einem Nachtessen, welches der Herzog von Orleans (Vater des Egalite) dem Großfürsten und dessen Gefolge gab, kosteten blos die Erdbeeren 850 Livres.

Am 20. Januar 1783. wurden zwischen Frankreich und England die Friedensprâliminarien unterzeichnet. Dem Kônige, welcher schon lange den Frieden gewûnscht hatte, machte diese Nachricht außerordentlich viel Freude. Er sagte: »Nun »kann ich mich endlich mit dem Wohl meiner Un»terthanen beschäftigen. Die neuen Schulden, »welche zu Bestreitung der Kriegskosten gemacht »worden sind, werden mich zwar nôthigen, die »festgesetzten Auflagen noch bestehen zu lassen. »Allein ich will, zur Entschâdigung dafûr, Alles, »was nur immer einer Einschrânkung fâhig ist, »einschrânken; vorzûglich aber die Ausgaben, »welche meinen Hofstaat angehen.«

Nach geendigtem Kriege bemûhten sich sehr viele, die Gesandschaft zu London zu erhalten. Der Graf du Moustier war zum bevollmâchtigten Interims-Gesandten daselbst ernannt worden. Dieser wûnschte den Plan des Grafen de Vergennes auszufûhren, welcher eine Verbindung zwischen der Polizei zu Paris und zu London zu bewerkstelligen, oder vielmehr, welcher die Pariser Polizei bis ûber England auszudehnen suchte. Der Graf du Moustier nahm einige, mit geheimen Auftrâgen von Paris abgesandte Spionen der Polizei, in seinem Hause auf. Hiemit wa-

ren die Engländer sehr unzufrieden, und es kam zu einigen, für den Französischen Gesandten höchst unangenehmen Erläuterungen. Hr. du Moustier wurde zurück berufen, und der Graf Dadhemar, damaliger Französischer Gesandter zu Brüssel, wurde, auf Empfehlung der Herzoginn de Polignac und der Königinn, zum Gesandten nach London ernannt.

Der Finanzdirektor Hr. de Fleury, welcher das Verfahren des Hrn. Necker in Allem nachzuahmen suchte, ahmte ihm auch darin nach, daß er öfters seinen Abschied forderte. Endlich nahm ihn der König beim Wort. Er sprach zu dem Hrn. de Vergennes: »weil das Departement der »Finanzen dem Hrn. de Fleury so lästig fällt, so »nehme ich seine Dimission an, und gebe seine »Stelle dem Hrn. Dormesson.« Nachher gieng der König zu seiner Gemahlinn und sagte: »Madame. Ich habe den Herrn Dormesson »zum Finanzminister ernannt. Es ist ein recht»schaffner Mann; und dießmal wird Niemand »sagen können, er sei durch Kabalen Minister »geworden.«

Hr. Dormesson war kaum neun und zwanzig Jahr alt, als er zum Finanzminister ernannt wurde. Er weigerte sich, die ihm angetragene Stelle anzunehmen, und schützte seine Jugend vor. Der König gab ihm zur Antwort: »Diese Ent»schuldigung enthält einen versteckten Vorwurf »für mich; denn ich bin jünger als Sie.«

Ein schöner Zug von Rechtschaffenheit hatte den Herrn Dormesson dem Könige zuerst bekannt gemacht. Dormesson war Aufseher des adelichen Fräuleinstifts zu St. Cyr. Mehrere Stellen in diesem Stifte waren erledigt, und der Aufseher erhielt von der Königinn sowohl, als von den königlichen Prinzessinnen, ein Verzeichniß von Personen, denen diese Stellen gegeben werden sollten. Dormesson brach einen Foliobogen in der Mitte, schrieb auf eine Seite die Nahmen der, ihm von der königlichen Familie empfohlenen Personen, und auf die andere Seite die Nahmen solcher adelichen Damen, die weder Unterstützung noch Empfehlung hatten, aber deren Väter im Dienste des Vaterlandes umgekommen waren: dabei bemerkte er, er halte dafür, daß die Letztern den Vorzug verdienten. Dieser Zug gefiel Ludwig dem XVI. außerordentlich.

Hr. Dormesson war wirklich ein tugendhafter und rechtschaffner Mann, ohne alle Heuchelei. Er war thätig und arbeitsam, und besaß ein außerordentliches Gedächtniß. Sein Aeußeres war unangenehm, und ihm fehlte die Gewandheit eines Hofmanns.

Nach dem geendigten Amerikanischen Kriege wurden die Ideen von Freiheit und von Unabhängigkeit immer allgemeiner und ausgebreiteter. Es entstand zu Paris eine Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit, welche eifrig Proselyten warb, und an welcher die Weiber vorzüg-

lich lebhaften Antheil nahmen. »Wir wollen (so »heißt es in einem von einem Mitgliede dieser »Gesellschaft im Jahr 1783. geschriebenen Auf- »satze) wir wollen dem Despotismus einen Zaum »anlegen, und jenem königlichen Volke nachah- »men, welches nunmehr seine Freiheit erobert hat. »Das Französische Volk, zu wenig aufgeklärt, be- »dachte niemals, daß es die Mittel in Händen »habe, sich den Unternehmungen seiner Unter- »drücker zu widersetzen, und seine Rechte sich wie- »der zu verschaffen. Es bedurfte des Beispiels »von Amerika, um dasselbe aus dem Schlummer »aufzuwecken. Den gegenwärtigen Ministern wird »es seine Freiheit zu verdanken haben, und vor- »züglich dem Grafen de Vergennes« u. s. w.

Im Mai 1783. kam der Baron de Breteuil, mit Erlaubniß des Königs, auf einige Zeit von Wien zurück. Der Graf de Vergennes war über diesen Besuch sehr unruhig, weil er vermuthete, daß Breteuil nicht nach Wien zurück gehen würde, und daß es seine Absicht sei, das Departement der auswärtigen Geschäfte zu erhalten. Breteuil war der Königinn sehr ergeben; die Monarchinn wollte nicht erlauben, daß er nach Wien zurückreise; und, auf ihre Empfehlung, ward der Baron de Breteuil, im November 1783, zum Minister der innern Angelegenheiten ernannt, an die Stelle des Hrn. Amelot, eines ganz unbedeutenden Ministers, welchen der König verabschiedete.

Gleich zu Anfang seiner Ministerschaft betrug sich der Baron de Breteuil auf eine Weise, die ihm große Ehre machte. Er besuchte selbst die Kerker der Bastille und des Thurmes zu Vincennes. Er bezeugte seinen Abscheu bei dem Anblicke dieser Staatsgefängnisse, und befahl, daß Vincennes sogleich geleert werden sollte, um künftig zu einem andern Zwecke zu dienen, oder geschleift zu werden. Von funfzehn Staatsgefangenen, welche er zu Vincennes fand, wurden zwölfe frei entlassen, und drei nach der Bastille gebracht.

Hr. de Breteuil erklärte ferner: er würde, mit der größten Sorgfalt, über den Mißbrauch der Schutzbriefe wachen, deren sich, unter der Regierung seiner Vorgänger, viele Personen bedient hatten, um den Verfolgungen ihrer Gläubiger zu entgehen. Er beschäftigte sich mit der Reinigung und Verschönerung der Stadt Paris, so wie auch mit der Verbesserung der Hospitäler. In Rücksicht auf die Verhaftbriefe gab er neue und strenge Verordnungen, um allem Mißbrauche der willkührlichen Gewalt so viel als möglich zuvorzukommen.

Zugleich mit dem Hrn. Amelot erhielt auch der Finanzminister Dormesson den Abschied. Eine mächtige Parthei stürzte ihn, um den Hrn. de Calonne an seiner Stelle zu erheben. Herr de Calonne wurde von der Königinn sowohl, als von dem Grafen von Artois unterstützt. Die Häuser Polignac, Vaudreuil, Guiche und

Peri-

Perigord, welche man die vier Ecken der Königinn nannte, waren auf Calonnes Seite. Mit den Herren de Polignac und de Vaudreuil duzte er sich sogar. Die Königinn achtete ihn, weil er die Kunst verstand durch sein Gespräch zu unterhalten und zu belustigen. Der König ernannte, nicht ohne großen Widerwillen, diesen Mann, welcher ihm, wegen seines Leichtsinns, wegen seiner Großsprechereien, und wegen seines Hanges zur Verschwendung, unausstehlich war, zu der Stelle eines Finanzministers. Se. Maj. sah sich genöthigt, den wiederholten Bitten mehrerer Personen, die er schätzte und liebte, nachzugeben, und, obgleich ungerne, in diese Ernennung einzuwilligen.

Hr. de Calonne suchte sich, gleich zu Anfang seiner Ministerschaft, den Herren und Damen des Hofes gefällig zu machen. Er überredete den König, 14,600,000 Livres, aus dem öffentlichen Schatze, zu Bezahlung der Schulden des Grafen von Artois, nehmen zu lassen. Auch für den Grafen von Provenze wirkte Calonne, in demselben Monate (Dezember 1783.) die Summe von 18,164,211 Livres aus. Er vertheilte unter mehrere Gelehrte Belohnungen und Gnadengehalte, damit sie ihn loben möchten. Den König beredete er, zwei Güter zu kaufen, welche nicht den mindesten Nutzen für Se. Majestät haben konnten, nehmlich das Schloß Rambouillet von dem Herzoge de Penthievre, und das Gut

Isle Adam für zehen Millionen von dem Prinzen von Conty. Den letztern Kauf veranstaltete Calonne, um dem Prinzen von Conty Geld zu verschaffen, damit derselbe seine Schulden zu bezahlen im Stande seyn möge. Calonne bewog die Königinn, für sechs Millionen das Schloß St. Cloud zu kaufen. Um dem Prinzen de Conde zu gefallen, kaufte Calonne demselben, im Nahmen des Königs, die Grafschaft Clermontois, zu einem ungeheuren Preise ab. Von den Herzogen de Chartres, de Liancourt, von den Grafen von Artois, von Provenze, und andern, wurden Wälder und Güter gekauft. Dieß war die Art, wie sich Calonne, auf Kosten der betrogenen Nation, Gönner und Freunde am Hofe erkaufte; dieß war die Art, wie das, von der arbeitsamen und nützlichen Menschenklasse in Frankreich mit herber Mühe erworbene Geld, von den unnützesten und unthätigsten aller Menschen, von den Französischen Schmeichlern, Speichelleckern und Höflingen, verpraßt wurde. Diese wälzten sich in Wollust und Ueppigkeit, während das arme und schwer gedrückte Volk darben mußte. Ludwig der XVI. der es mit seinem Volke redlich meinte, wurde, sowohl als die Königinn, von seinem schändlichen Finanzminister und von dessen verächtlichen Helfershelfern betrogen, und auf eine unerlaubte Weise hintergangen. Diese Menschen, welche den Schatz des Reiches so muthwillig verschwendeten; welche alle einträglichen

Stellen mit ihren Freunden und Verwandten besetzten; welche dem Volke die Last ungeheurer Abgaben aufluden, zu denen sie selbst beizutragen sich weigerten: diese Menschen sind an dem Unglücke Ludwigs, an dem Untergange des Staates hauptsächlich und vorzüglich Schuld; darum verdienet auch der Französische Hofadel wenig Mitleiden, wenn er flüchtig und unstät, ohne Wohnung und Obdach, in der Welt herum zu wandern sich jetzt genöthigt sieht.

Am 7. Junius 1784. kam der König von Schweden, Gustav der Dritte, nach Paris und Versailles. Wichtige Staatsgeschäfte erlaubten diesem Monarchen nicht, sich lange aufzuhalten. Er hatte öftere Unterredungen mit dem Grafen de Vergennes und mit der Herzoginn von Polignac. Ein Zweikampf zwischen dem Grafen de la Mark und dem Grafen du Peyron, dem Kammerherrn und Liebling des Königs von Schweden, in welchem der Letztere getödtet wurde, machte dem Könige von Schweden den Aufenthalt in Frankreich unangenehm. Die Ursache des Zweikampfes war folgende. Der Graf de la Mark hatte schon vormals mit dem Grafen du Peyron in Frankreich einen Streit gehabt. Der Letztere reiste hierauf nach Schweden, wurde zum Kammerherrn Seiner Majestät ernannt, und kam nunmehr, in dem Gefolge des Königs, nach Frankreich zurück. Er traf den Grafen de la Mark in der Oper an, und der Streit begann

aufs Neue. Sie schlugen sich bei Mortemart. Der Degen des Grafen de la Mark traf das Auge seines Gegners, und verursachte eine Wunde, an welcher dieser bald nachher starb.

Es war die Absicht des Königs von Schweden, während seiner Anwesenheit zu Versailles einen Tausch zu Stande zu bringen. Der König verlangte eine von den Französischen Westindischen Inseln, und versprach dagegen, den Hafen zu Gothenburg, unter gewissen Bedingungen, an Frankreich abzutreten. Der Tausch kam nicht zu Stande, weil sich der Spanische Hof demselben widersetzte, und nicht zugeben wollte, daß eine fremde Macht in jenen Gegenden sich festsetze.

Zwischen den Jahren 1783 und 1784 fiel abermals ein sehr harter und kalter Winter ein, in welchem der König, so wie in dem Winter des Jahres 1776, für die Armen und Nothleidenden väterlich sorgte. Er schrieb an den Finanzminister eigenhändig: »Sparen Sie nichts um den Armen beizustehen, und, wenn es nöthig ist, so »schränken Sie jede andere Ausgabe, von welcher »Art dieselbe auch seyn mag, ein, um diese Ausgaben bestreiten zu können.« Den Provinzen erließ der König, während dieses harten Winters, drei Millionen Livres an Abgaben, und ließ, noch überdieß, drei Millionen aus dem königl. Schatze unter dieselben vertheilen.

Die Jagdbeamten des Königs stellten vor, daß, wofern bei der strengen Kälte nicht Korn

dem Gewilde vorgestreut würde, der größte Theil desselben zu Grunde gehen müßte. »Wie viel »wird das kosten?« fragte der König. »Zehen »tausend Livres.« — »Wohlan« antwortete Ludwig der XVI. »zehen tausend Livres will ich »ausgeben, aber nicht für das Gewild, sondern »für die Menschen. Man bringe diese Summe »der wohlthätigen Gesellschaft!«

Die Pariser waren von den Wohlthaten des Monarchen in jenem strengen Winter so gerührt, daß sie in der Straße St. Honore eine Pyramide von Schnee errichteten, und dieselbe mit Inschriften zum Lobe des Königs bedeckten. Nur zwei dieser Inschriften zur Probe:

Ce faible monument aura faible existence.
Tes bontés, o mon Roi! dans ces tems de rigueur,
Bien mieux que sur l'airain, ont mis au fond du coeur,
Un monument certain: c'est la reconnoissance.

Louis, les indigents que ta bonté protège,
Ne peuvent t'élever qu'un monument de neige:
Mais il plait davantage à ton coeur généreux,
Que le marbre payé du pain des malheureux.

Am 27. März 1785. gebahr die Königinn dem Könige einen zweiten Sohn, der den Titel eines Herzogs von Normandie erhielt. Diesen Titel hatte in dem königlichen Hause, seit dem zweiten Sohne des Königs Karls des VII, welcher im Jahre 1472 starb, Niemand getragen.

Bald nachher fiel die berüchtigte Halsbandgeschichte vor. Am 15. August 1785 kam die Königinn, weinend und wehklagend zu dem Könige; erzählte, wie sie von dem Kardinal de Rohan auf eine verwegene Weise sei beleidigt worden; und verlangte die Bestrafung des Schuldigen. Der König ließ den Siegelbewahrer und den Baron de Breteuil rufen. Die Königinn wiederholte ihre Klage. Sie verlangte Genugthuung für die, von dem Kardinale de Rohan ihr erzeigte Beleidigung. Es wurde beschlossen, den Kardinal gefangen zu nehmen; und der Baron de Breteuil wollte den Befehl sogleich vollziehen, als der König bemerkte: die Gerechtigkeit erfordere, daß man den Kardinal vorher sich verantworten lasse. Der Kardinal wurde gerufen. Er sagte: er sei von einem ränkevollen Weibe, von der Gräfinn la Motte, betrogen worden. Nach einem Verhöre, welches ungefähr eine Viertelstunde daurte, verließ er das Zimmer des Königs. Der Baron de Breteuil folgte ihm nach, und ließ ihn, einige Schritte von da, in Gegenwart einer großen Anzahl von Personen, welche wegen des Festes nach Hofe gekommen waren, durch einen Lieutenant der Gardes du Korps, in Verhaft nehmen. Man führte ihn in seine Wohnung, wo er bewacht und nicht aus den Augen gelassen wurde. Der Baron von Breteuil versiegelte seine Papiere zu Versailles, und gab Befehl, daß dieselben auch zu Paris, in dem Landhause des Kar-

dinals zu Couvray, und in dem bischöflichen Pallaste zu Strasburg sowohl, als zu Zabern, versiegelt wurden. Diese Vorsicht hatte die gehoffte Wirkung nicht. Sobald der Hr. de Breteuil das Zimmer des Kardinals verlassen hatte, und nach dem königlichen Schlosse zurück gegangen war, verlangte der Kardinal, von dem Offizier, welcher in seinem Zimmer Wache stand, eine Bleifeder, unter dem Vorwande, etwas seine häuslichen Angelegenheiten betreffendes zu schreiben. Er erhielt die Bleifeder, schrieb einige Worte in Deutscher Sprache auf eine Karte, übergab dieselbe einem Heyducken, und sandte denselben damit im gestreckten Galopp nach Paris. Dieses Billet enthielt den Befehl, eine Menge Papiere in dem Hause des Kardinals zu verbrennen, welches auch geschah. Herr de Breteüil, welcher davon Nachricht erhielt, gab dem Offizier der Gardes du Korps, der in dem Zimmer des Kardinals die Wache gehabt hatte, einen Verweis darüber, daß er dem Kardinale zu schreiben erlaubt hätte: aber die wichtigsten Papiere waren nun vernichtet.

Am folgenden Tage wurde der Kardinal gefangen, unter einer Escorte der Gardes du Korps, nach seinem Hause zu Paris geführt. Man ließ ihn keinen Augenblick allein, und sogar des Nachts schlief ein Offizier in seinem Zimmer, so lange bis er nach der Bastille gebracht wurde, in welcher man ihn mit der, seinem Stande schuldigen Achtung, behandelte.

Der König, welcher sich von allen Umständen dieses Prozesses zu unterrichten wünschte, verlangte die Aktenstücke zu sehen. Man gab ihm Abschriften derselben, und behielt die Originale zurück, unter dem Vorwande, sie seien so schlecht geschrieben, daß er es unmöglich finden würde, die Schrift zu entziffern.

Nach geendigtem Prozesse verlohr der Kardinal seine Stelle als Almosenpfleger des Königs, es wurde ihm das Band des Heil. Geist Ordens abgenommen, und er ward nach der Abtey Chaise Dieu in Auvergne verwiesen.

Schon seit langer Zeit hatte man bemerkt, daß Frankreich keinen hinlänglichen Hafen an dem Kanal besitze, welcher den Kriegsschiffen zum Zufluchtsorte dienen könnte. Die Nothwendigkeit eines solchen Hafens hatte man vorzüglich nach der unglücklichen Seeschlacht bei la Hogue eingesehen, in welcher die Französische Flotte beinahe ganz war zu Grunde gerichtet worden. Der König entschloß sich daher, zu Cherbourg schreckende Festungswerker anlegen, einen großen Hafen bilden, und in der Nähe künstliche Inseln, vermittelst konischer Maschinen gründen zu lassen, um auf denselben Batterien zu errichten, welche, im Falle der Noth, den Französischen Flotten zum Zufluchts- und Vertheidigungsorte dienen könnten.

Der größte Theil der Einkünfte der Provinz Normandie wurde zu Bestreitung der Kosten dieser großen und wichtigen Unternehmung ver-

wandt, und es hatte dieselbe den erwünschtesten Fortgang. Einige Minister reisten nach Cherbourg, um daselbst die außerordentlichen Arbeiten zu besehen. Auch der Graf von Artois begab sich dahin. Bei seiner Rükkunft erzählte der Letztere dem Könige so viel Schönes, daß sich der Monarch entschloß, so wunderbare Arbeiten selbst in Augenschein zu nehmen. Getreu jedoch dem, ihm eigenen Geiste der Sparsamkeit, schrieb der König selbst den Plan zu der Reise vor, und bestimmte, wie hoch sich die Kosten derselben belaufen sollten. Zu seinen Begleitern nahm er, außer dem Minister des Seewesens (dem Herrn Marschall de Castries), dem Hauptmanne seiner Leibwache, einigen Edelleuten und einigen Gardes du Korps, um recht ökonomisch zu reisen, Niemand mit sich.

Am 21. Junius 1786, um fünf Uhr des Morgens, reiste der König von Rambouillet ab. In seinem Wagen befanden sich: der Prinz de Poix, als Hauptmann der königlichen Leibwache; der Herzog de Villequier, als erster Kammerherr; und der Herzog de Coigny, als Oberstallmeister. In dem zweiten Wagen fuhren zwei Offiziere der Gardes du Korps, nebst zwei Stallmeistern. In dem dritten Wagen fuhren die Bedienten. Ein vierter, leerer Wagen, folgte nach, und einige Gardes du Korps ritten neben her. Dieß war das ganze Gefolge. Auf jeder Station

wurden nicht mehr als sechs und funfzig Pferde erfordert.

Alle Städte und Dörfer, durch welche der König fuhr, bezeugten, auf mancherlei Weise, die Freude, welche der Anblick eines allgemein geliebten und angebeteten Königs ihnen verschaffte. Man gab glänzende Freudenfeste; man bestreute die Straßen mit Blumen und Zweigen. Ueberall, von Versailles bis nach Cherbourg, erblickte der Monarch eine zahlreiche Menge getreuer und ihm ergebener Unterthanen, die sich innigst darüber freuten, ihren zärtlichgeliebten Landesvater zu sehen.

Nicht weniger groß war die Güte, die Freundlichkeit, und die Herablassung des Monarchen. Zu Houdan, in dem Augenblicke als der König vor dem Posthause aus dem Wagen stieg, warf sich die Frau eines Wundarztes dem Monarchen zu Füßen. Sie umfaßte seine Kniee, betrachtete ihn aufmerksam, und rief aus: »Nun sterbe ich »ruhig, weil ich das Glück gehabt habe, meinen »König zu sehen!« Der König hob sie gütig auf. In ihrem Entzücken umarmte die Frau den König; und Ludwig der XVI. gerührt, umarmte sie wieder, unter dem Beifallklatschen einer unzählbaren Menge. Darauf fragte Er die Frau: »Verlanget ihr etwas von mir?« — »Nichts, »mein König,« gab sie zur Antwort; »ich bedarf »nichts. Nun ich Sie gesehen habe, sind alle »meine Wünsche erfüllt. Aber meine Nachbarinn »hat vierzehn Kinder; sie ist eine gute Hausmut-

»ter, wird von Jedermann geschätzt, und kämpft »mit der Armuth.« — »Gut,« erwiederte der König, »ich verstehe Euch. Sagt ihr, sie solle »mir zu Vernon eine Bittschrift übergeben; »und, auf Eure Empfehlung, will ich etwas für »sie thun.«

Bald nachher warf sich ein junges Mädchen dem Könige zu Füßen, und bat um Erlaubniß, einen jungen Bauren heirathen zu dürfen, welchen sie liebte, und welchen ihre Verwandten ihr nicht zu heirathen erlauben wollten, weil er arm war. Der König erhörte die zärtlichen Wünsche dieser Schäferinn: und wenige Tage nachher wurde die Heirath vollzogen.

Zu Caen fuhr der Wagen des Königs langsam durch eine unzählbare Menge Volks, welches sich in den Straßen der Stadt um denselben her drängte. Ein Mann unter dem Haufen rief dem Monarchen zu: »Wir freuen uns, Sie zu sehen.« — »Auch ich,« erwiederte der König, »auch ich, meine Kinder, bin voller Freude Euch »zu sehen.«

Am 22. Junius kam Ludwig der XVI. zu Cherbourg an. Der König sah daselbst einen der ungeheuren Kegel versenken, aus denen der Hafen künstlich gebaut wird. Dann begab er sich an Bord eines Kriegsschiffes, und sah einem verstellten Seetreffen zu. Alle Theile des Schiffes ließ sich der Monarch, von dem Befehlshaber desselben, zeigen und erklären. Und da er be-

merkte, daß das Schiff, auf welchem er sich befand, allein seine Kanonen nicht abfeurte: so fragte er den Herrn Albert de Rioms um die Ursache hievon. Dieser antwortete: die Etikette erlaube nicht, auf einem, mit der Gegenwart des Königs beehrten Schiffe, Feuer oder Schießpulver zu halten. Der König dispensirte den Befehlshaber von dieser Etikette, und ließ die Kanonen des Schiffes abfeuren.

Am 26. Junius reiste Ludwig der XVI. von Cherbourg ab, und kam am 27. nach Honfleur, wo er sich einschiffte, um nach dem Havre zu fahren. Während der Ueberfahrt war das Wetter stürmisch. Und da die Matrosen etwas nachläßig arbeiteten: so fieng der Befehlshaber des Schiffes, Herr de la Touche, an zu fluchen. Er entschuldigte sich bei Seiner Majestät, über diesen Mangel an Respekt. Aber der König antwortete lachend: »Das hat nichts zu bedeuten. Sie spre»chen die Sprache ihres Handwerks. In ähnli»chen Fällen würde ich eben so sprechen.«

Ueber Rouen kehrte der König nach Versailles zurück. Als er, in der genannten Stadt, mit dem wiederholten Freudengeschrei: »Hoch lebe der »König!« empfangen wurde; da antwortete er jedesmal: »Hoch lebe mein Volk!«

Ueber seine Reise nach Cherbourg war der König so vergnügt, daß er, nach seiner Rückkunft, zu Versailles jeden Großen des Hofes, der sich ihm näherte, fragte: »Sind Sie zu Cherbourg

»gewesen?« War die Antwort verneinend, so wandte sich der Monarch zu Jemand anders. Die Höflinge machten daher die Reise nach Cherbourg, um dem Könige gefällig zu seyn, und um die Frage: ob sie dort gewesen seyen? mit Ja beantworten zu können.

Zu Anfang des Jahrs 1787 kam der Kronprinz des Kaiserthums Cochinchina nach Frankreich. Er wurde im Monate März, von dem Herrn Marschall de Castries, zu Versailles dem Könige vorgestellt. Er warf sich dem Monarchen zu Füßen, und verlangte Beistand, um einen Usurpator zu verjagen, welcher seinen Vater vom Throne gestoßen, und sich desselben bemächtigt hatte. Er erhielt diese Hülfe, und der rechtmässige Fürst von Cochinchina wurde von den Frankreichern wieder auf den Thron gesetzt.

Am 20. Februar 1787 starb der Graf von Vergennes, nachdem er drei Wochen lang krank gewesen war. Dieser Todesfall machte auf den König einen tiefen Eindruck, und er konnte sich lange Zeit nicht von seinem Schmerz erholen. Der Graf von Montmorin wurde, an seiner Stelle, zum Minister der auswärtigen Geschäffte ernannt.

Als der Finanzminister de Calonne keinen Ausweg mehr zu finden wußte, um sich Geld zu verschaffen, da versuchte er noch das letzte Mittel. Er stellte dem Könige das Beispiel Heinrichs des Vierten vor, und bewog den Monarchen,

gleich seinem berühmten Vorfahren, die Angesehenen seines Reiches zusammen zu berufen, um sich mit denselben über die Angelegenheiten des Staates zu berathschlagen. Ludwig der XVI, welcher in diesem Vorschlage ein Mittel zu sehen glaubte, sein Volk glücklich zu machen, nahm, nach einiger Ueberlegung, denselben mit außerordentlicher Freude an. Er schrieb an Calonne: »Ich weiß nicht wie Sie die vorige Nacht zuge»bracht haben: Mir hat die große Freude keine »Minute zu schlafen erlaubt.« a)

Sobald Herr de Calonne die Einwilligung des Königs zu der Zusammenberufung der Angesehenen des Reiches erhalten hatte, begab er sich zu der Königinn, um derselben diese Nachricht mitzutheilen. Bei der Königinn war große Gesellschaft. Jedermann bewunderte den Plan des Finanzministers, und vorzüglich der Erzbischof von Toulouse, welcher sich gegenwärtig befand. Der Minister fand sich durch diesen Beifall geschmeichelt, und sprach zu dem Erzbischofe: »Es ist meine Absicht, funfzehn bis »sechszehn Bischöfe zu der Versammlung der An»gesehenen zu berufen. Ich hoffe, Sie, Herr »Erzbischof, werden Einer derselben seyn. Und »da Sie Ihren Stand besser kennen, als ich: so »hoffe ich, Sie werden es übernehmen, diejeni-

---

a) Plaidoyer pour Louis Seize par M. *de Lally-Tolendal.* p. 45.

»gen Glieder desselben zu wählen, welche am fä»higsten sind, vermöge ihres Eifers für den »Ruhm und für die Wohlfahrt des Staates, die »Absichten des Königs zu befördern.« Der Erzbischof von Toulouse erwiederte: daß er solche Prälaten auswählen werde, die in aller Rücksicht das Zutrauen des Monarchen verdienten. Einige Tage nachher sagte dieser Erzbischof zu einem seiner vertrauten Freunde: »Ich habe bisher den »Herrn de Calonne für einen verständigen »Mann gehalten; nun aber sehe ich, daß er ein »Thor ist; daß er wenigstens weder Urtheilskraft »noch Menschenkenntniß besitzt: denn er hat sich »selbst in unser Netz geworfen, und jetzt halten »wir ihn fest.«

Die Vorschläge des Königs an die Angesehenen waren: eine Grundsteuer; eine Stempelsteuer; der Verkauf eines Theils der geistlichen Güter; Aufhebung des Kopfgeldes und der Salzsteuer; Verkauf der königlichen Domainen; Freiheit des Getreidehandels; Provinzial- und Gemeinde-Versammlungen; Versprechen, seine persönlichen Ausgaben jährlich um funfzehn Millionen Livres einzuschränken; Aufhebung aller Privilegien und Freiheiten von Abgaben einzelner Personen, oder ganzer Stände; Zurückbehaltung des fünften Theils von allen Pensionen und Gnadengehalten; Versprechen, über die Verwaltung der Finanzen der Nation jährlich Rechnung abzulegen.

Die Versammlung der Angesehenen erfüllte den Zweck nicht, zu welchem der König dieselbe berufen hatte; sie erfüllte die Erwartungen und die Hoffnungen der Nation nicht. Einzelne Mitglieder derselben hatten Kenntnisse und Patriotismus: allein in der Versammlung herrschte keine Uebereinstimmung, kein Gemeingeist. Die Pariser spotteten über die Notabeln. Auf dem Pont-neuf zu Paris wurden die kleinen Figuren von Gyps, welche, bei der geringsten Berührung, mit dem Kopfe beständig fort Beifall nicken, unter dem Nahmen von Notabeln verkauft. Als, auf dem Theater zu Versailles, in Gegenwart der königlichen Familie, die komische Oper: der König Theodor zu Venedig, vorgestellt wurde, in welcher der Hofmeister des Königs sagt: er habe kein Geld mehr, und wisse nicht, wie er welches bekommen solle; da sie dann beide zugleich ausrufen: »Was ist zu thun?« rief eine Stimme aus dem Parterre: »Versammelt die Angesehenen!« Dem Herrn de Calonne wurde, an die Thüre seiner Wohnung, Folgendes angeschlagen: »Zur Nachricht! der Herr Finanzminister hat eine neue Truppe von Komödianten »errichtet, welche vor dem Hofe zu Versailles »am 22. Februar 1787 zum erstenmal aufführen »werden ein Lustspiel, welches heißt: die falsche »Entdeckung des Geheimnisses. Zum »Nachspiel wird gegeben: die erzwungene »Einwilligung. Darauf wird folgen, ein

»panto-

»pantomimisches Ballet von der Erfindung des »Herrn de Calonne, unter dem Titel: das Gefäß der Danaiden.«

Die Versammlung der Angesehenen bestand aus hundert und sechs und vierzig Mitgliedern, nehmlich: aus sieben Prinzen vom königlichen Geblüte; sieben Erzbischöfen; sieben Bischöfen; sechs Herzogen und Pairs; sechs erblichen Herzogen; acht Marschällen von Frankreich; sechs Markis; neun Grafen; einem Baron; acht Staatsräthen; vier Intendanten; siebzehn Presidenten; eben so vielen Generalprokuratoren; zwölf Abgesandten der sogenannten Pays-d'Etats; fünf und zwanzig Munizipalbeamten; zwei Sekretairs, u. s. w.

Diese Versammlung theilte sich in sieben Kanzleien, in deren jeder ein Prinz vom Geblüte den Vorsitz hatte. Nehmlich: der Graf von Provenze, der Graf von Artois, der Herzog von Orleans, der Prinz von Conde, der Herzog von Bourbon, der Prinz von Conty, und der Herzog von Penthievre. Jede Kanzlei hielt ihre eigene Sitzungen, die aber höchst langweilig waren. Einst gieng der Prinz von Conty mitten aus der Sitzung weg, auf die Jagd. Als ihm der König darüber Vorwürfe machte, gab er zur Antwort: er habe gefühlt, daß sein Kopf von allzustarker Anstrengung angegriffen sei, und Zerstreuung bedürfe.

Am 22. Februar 1787 eröffnete der König die Sitzungen durch folgende Rede: »Meine Herren. »Ich habe Sie gewählt und versammelt, gleich »dem Ersten meiner Linie, dessen Andenken Sie »schätzen, und welchem nachzuahmen mir das »größte Vergnügen macht. Meine Plane sind »groß und wichtig. Man muß, zu gleicher Zeit, »dem Volke die Last erleichtern, die Einnahme »meiner Finanzen vermehren, und den Handel »von Einschränkungen befreien. Diese Gegen- »stände lege ich Ihnen vor, weil ich die Noth- »wendigkeit davon einsehe. Allein ich will alle »Bemerkungen anhören, die Sie mir machen »werden, und ich will dieselben genau untersu- »chen. Ich hoffe, daß Sie mit mir nach Einem »Zwecke streben werden, nehmlich zu der Wohl- »fahrt des Staates.«

Die Unverschämtheit, mit welcher Herr de Calonne die Angesehenen behandelte, brachte den größten Theil der Mitglieder dieser Versammlung gegen ihn auf. Herrn Necker beleidigte er, indem er behauptete: die von diesem Finanzminister im Jahr 1781 abgelegte Rechnung sei unrichtig; und statt eines Ueberschusses sei damals ein ungeheures Defizit vorhanden gewesen. Herr Necker schrieb an den König, und bat sich von dem Monarchen die Erlaubniß aus, sich gegen diese Beschuldigung öffentlich vertheidigen zu dürfen. Calonne widersetzte sich, und bewog den König, dem Herrn Necker diese Bitte abzu-

schlagen, und ihm sogar zu verbieten, über diesen Gegenstand etwas zu schreiben. Ungeachtet dieses Verbotes ließ Necker dennoch seine Vertheidigung gegen Calonne drucken: worauf er den Befehl erhielt, Paris sogleich zu verlassen, und zwanzig Stunden weit von dieser Stadt entfernt zu bleiben. Herr Necker schrieb nochmals an den König; beklagte sich über Herrn Calonne, welcher ihm vorsetzliche Verschweigungen sowohl, als beträchtliche Fehler in seiner abgelegten Rechnung vorwarf; und ließ den König, durch den Marschall de Castries ersuchen, daß er ihm erlauben mögte, sich vor den Angesehenen selbst zu verantworten. Der Monarch, durch alle diese Streitigkeiten endlich ermüdet, beschloß denselben ein Ende zu machen, und die Wahrheit zu erfahren. Er befahl daher dem Herrn de Calonne, an den Herrn de Fleury zu schreiben, und ihn zu fragen: in welchem Zustande er die Finanzen Frankreichs übernommen habe? Herr de Fleury antwortete: er müsse gestehen, daß Herr Necker in seinen Behauptungen völlig Recht habe; und daß die abgelegte Rechnung dieses Ministers (einige unbeträchtliche Rechnungsfehler ausgenommen) völlig richtig sei. Da der Herr de Fleury voraussetzte, daß Herr de Calonne diesen Brief, der gegen ihn zeugte, dem Könige nicht vorlegen würde: so sandte er eine Abschrift desselben an den Siegelbewahrer, Herrn de Mirosmenil. Der Siegelbewahrer suchte, schon seit langer Zeit,

eine Gelegenheit um den Finanzminister zu stürzen: denn er wußte, daß dieser ihn zu stürzen suchte, und daß er Kabalen mache, um, im Falle er durch die Angesehenen genöthigt werden sollte, seine Stelle nieder zu legen, alsdann die Stelle eines Siegelbewahrers zu erhalten. Herr de Mirosmenil hielt also dafür: dieses sei eine Gelegenheit, um seinem Gegner den Streich zu versetzen, welchen er demselben schon lange zugedacht hatte. Er gieng zum Könige und suchte zu erfahren, ob Herr de Calonne dem Monarchen den Brief des Herrn de Fleury gezeigt habe. Der König hatte den Brief noch nicht gesehen. Herr de Mirosmenil zeigte die Abschrift. Der König, hierüber aufgebracht, ließ sogleich den Herrn de Calonne zu sich kommen und machte ihm bittere Vorwürfe. Dieser war listig genug, um sich auf der Stelle zu rächen. Er stellte dem Monarchen vor: der Siegelbewahrer sei sein Feind; Er sei vorzüglich Schuld daran, daß seine Plane bei den Angesehenen so wenig Beifall fänden; und die Broschüren gegen ihn würden unter den Augen, und mit Bewilligung des Siegelbewahrers, gedruckt. Sogleich beschloß der König, dem Siegelbewahrer den Abschied zu geben. Calonne schlug den Herrn de Lamoignon an die Stelle desselben vor, und der König genehmigte den Vorschlag.

Herr de Montmorin erhielt den Auftrag, dem Herrn de Mirosmenil den folgenden

Brief des Königs zu überbringen: »Schon seit »dem verflossenen September haben Sie mir ge»sagt, daß Sie sich zurück zu ziehen gesonnen »seien, weil Ihre Gesundheit Ihnen nicht erlau»be, die Geschäffte zu besorgen, welche die ge»genwärtigen, bedenklichen Umstände, erfordern. »Das Wohl meines Dienstes erfordert, daß Sie »mir jetzt Ihren Abschied übersenden, und ich »rechne darauf. Uebrigens können Sie von mir »fordern was Sie nur wollen. Ich werde Ih»nen mit Vergnügen Beweise meiner Zufrieden»heit geben.»

»Ludwig.«

Herr de Mirosmenil antwortete wie folgt: »Nicht der Wunsch mein Vermögen zu verbessern, »sondern Liebe und ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit »an Ew. Majestät, hatten mich an Ihre Person »befestigt. Wenn Sie mir Ihre Gewogenheit »entziehen, so habe ich Alles verlohren. Der Zu»stand der Finanzen erlaubt mir nicht, etwas zu »fordern. Ich habe von jeher die Kunst verstan»den, mit Wenigem zu leben. Ich war arm, »als ich die Ministerstelle erhielt; und ich bin »glücklich genug, dieselbe eben so wieder zu ver»lassen. Ich werde mich damit begnügen, Wün»sche für den Ruhm und für die Wohlfahrt der »Regierung Ew. Majestät zu thun. Ich bitte »Sie nur, zu erlauben, daß ich Ew. Majestät »meine Kinder empfehlen dürfe.«

Diese anscheinende Uneigennützigkeit verhinderte indessen den Herrn de Mirosmenil nicht, einen jährlichen Gnadengehalt von 67,480 Livres anzunehmen.

Nachdem Calonne den Siegelbewahrer gestürzt hatte, hielt er sich für ganz sicher. Er sprach darüber mit einem Großen des Hofes, und machte sich selbst Lobsprüche, wegen seiner Feinheit. Sein Freund fragte sogleich: »Ist dann der Baron von Breteuil auf sein Landgut nach Dangu »verwiesen?« — »Nein, er ist noch hier.« — »So triumphiren Sie viel zu früh,« erwiederte der Höfling. »Dieser ist der Feind über welchen »Sie siegen müssen; nicht Herr de Mirosmenil, »welcher Ihnen weder Gutes noch Uebels thun »konnte.« Um diesem Rathe zu folgen, suchte nun Calonne den Herrn de Breteuil zu stürzen. Er begab sich zum Könige. Er stellte vor: daß er mit Feinden umgeben sei, welche heimlich alle seine Plane untergrüben, und ihn verhinderten das Gute zu thun, welches Seine Majestät von ihm erwarte. Er setzte hinzu: der Baron de Breteuil sei sein persönlicher Feind, und es bringe derselbe die Versammlung der Angesehenen gegen ihn auf; er sehe sich daher genöthigt, Seine Majestät um die Entfernung dieses Ministers zu ersuchen. Der König versprach, die Sache zu überlegen. Die Königinn, welche den Herrn de Breteuil beschützte, entzog nunmehr dem Herrn de Calonne ihre Gunst; und er erhielt seinen Abschied.

Die Angesehenen erklärten sich, beinahe einstimmig, gegen ihn, und verlangten, daß ihm, wegen seiner Räubereien, der Prozeß gemacht werde. Das Parlament zu Paris, und nachher alle Parlamenter des Königreiches, riefen die Gerechtigkeit des Königs gegen diesen verschwenderischen Finanzminister an. Dennoch hatte Calonne Unverschämtheit genug, um sich nicht einmal vom Hofe zu entfernen. Er gab sogar seinem Nachfolger, in Gesellschaft anderer Herren des Hofes, eine große Mahlzeit. Hierauf erhielt er einen, in strengen Ausdrücken abgefaßten Befehl, vermöge welches er nach Bernis verwiesen wurde, mit dem Verbote, irgend Jemand, wer es auch seyn möchte, zu sehen und zu sprechen, so wie auch, sich nicht zu unterstehen, irgend etwas drukken zu lassen. Bald nachher erhielt er Erlaubniß, nach Paris zu kommen, um seine Geschäffte in Ordnung zu bringen. Wenige Tage darauf kam ein dritter Befehl, welcher ihn nach Lothringen verwies. Auf seine Bitte, nach Flandern, zu seiner Schwester reisen zu dürfen, erhielt er Erlaubniß dazu. Endlich kam, wenige Stunden nachher, ein fünfter Befehl, welcher ihm ausdrücklich anzeigte, daß er nach Lothringen gehen müßte.

Kaum hatte Herr de Calonne seine Stelle verlohren, als die zurückgehaltene Wuth des Volkes gegen ihn ausbrach. Zu Paris ward er, von dem Pöbel, auf dem Dauphinsplatze, im Bild-

nisse verbrannt, und zu Verdun wurde er von dem Pöbel gemißhandelt.

Sobald Calonne in Lothringen war, verließen ihn alle seine Freunde, und entsagten allem Umgange und Briefwechsel mit ihm. Nur die Weiber blieben ihm getreu. Die Hofdamen setzten sich dem Mißfallen des Hofes aus, und besuchten ihn in seiner Verbannung. Als das Parlament zu Paris wirklich den Prozeß gegen ihn anhängig machte, und er sich genöthigt sah, Frankreich zu verlassen, da waren sie ihm behülflich auf seiner Flucht. Er gieng nach London, und entzog sich dadurch dem, gegen ihn aufgehobenen Arme der Französischen Gerechtigkeit. Madame d'Harvelai, eine funfzigjährige Wittwe, welche ein Vermögen von mehr als siebzehn Millionen Livres besaß, folgte ihm nach London, und heirathete ihn daselbst.

Der Nachfolger des Herrn de Calonne war Herr de Fourqueux. Am 8. April 1787 wurde er zum Finanzminister ernannt. Allein er behielt seine Stelle nicht einmal einen vollen Monat: denn schon am 3ten Mai desselben Jahres erhob eine mächtige Kabale den Herrn Laurens de Villedeuil zu der Stelle eines Finanzministers. Dieser Mann, welchem das Glück, von seiner frühen Jugend an, außerordentlich günstig gewesen war, hatte von dem Finanzwesen nicht die mindeste Kenntniß; übrigens war er ein rechtschaffener Mann.

Herr Lamoignon de Basville, welcher, an die Stelle des Herrn de Mirosmenil, zum Siegelbewahrer ernannt worden war, zeigte sich bald als einen sehr despotischen Minister, der die Parlamenter zu tyrannisiren suchte. Er befolgte strenge die Befehle des Herrn de Brienne, Erzbischofs von Toulouse, dem es endlich gelungen war, nach der Verabschiedung Calonnes, an welcher er den größten Antheil hatte, zum Minister von Frankreich ernannt zu werden. Er erhielt den Beisitz im königlichen Staatsrathe, nebst dem Titel eines obersten Direktors der Finanzen.

Der König, welcher eine außerordentliche Menschenkenntniß besaß, hatte sich lange geweigert, den Herrn de Brienne zum Minister zu erheben; und man kann mit Wahrheit sagen, daß dieser Mann Seiner Majestät sei aufgedrungen worden. Alle Minister vereinigt begaben sich zu dem Monarchen. Sie stellten vor: daß der Zeitpunkt äußerst bedenklich sei; daß der Kredit des Staates mehr und mehr abnähme; daß man das Ende des Uebels gar nicht voraus sehen könne; daß die Nothwendigkeit erfordere, ein starkes Anlehen zu machen; daß daher ein Mann an die Spitze der Nation gestellt werden müßte, welcher das Zutrauen der Nation besitze; und daß Herr Necker dieser Mann sey. Der König, welcher die Eitelkeit und den Kleinigkeitsgeist des Herrn Necker vollkommen kannte, verwarf den Vorschlag,

und weigerte sich durchaus, mit Hrn. Necker in irgend eine Verbindung zu treten. Das hatte man erwartet. Die Königinn stimmte ihrem Gemahle vollkommen bei — da schlug man den Erzbischof von Toulouse vor. Ludwig der XVI, welcher von den Einsichten sowohl, als von der Rechtschaffenheit dieses Mannes, sehr viel Gutes hörte, glaubte das Glück seines Volkes zu befördern, und ernannte den Hrn. de Brienne zum Minister. — So werden die Könige betrogen! So thun sie das Böse, mit den besten Absichten, und in der festen Ueberzeugung, daß sie Gutes thun!

Ueber die, ihm aufgedrungene Ernennung des Erzbischofs von Toulouse zum Minister, war der König so mißvergnügt, daß er an dem Tage, an welchem dieselbe geschehen war, mit keinem Menschen sprach. Der Erzbischof, welchem dieses Mißvergnügen des Monarchen nicht entgieng, gab sich große Mühe, durch alle Art von Nachgiebigkeit den König sich günstig zu machen: und, um das Zutrauen der Nation zu gewinnen, stellte er sich, als hätte er die größte Achtung für Herrn Necker, zu welchem er täglich einen Eilbothen sandte, der ihm die Antwort des Exministers auf der Stelle zurück brachte.

Die Angesehenen des Reiches fuhren, während dieses Ministerwechsels, in ihren Berathschlagungen fort. Gegen die Operationen des Calonne wurde, auch nach der Verabschiedung desselben, noch sehr heftig gesprochen. In der Kanzlei des

Herrn Grafen von Artois las der Markis de la Fayette eine Schrift vor, welche er dem Grafen überreichte, mit der Bitte dieselbe dem Könige vorzulegen. Der Graf behauptete: diese Schrift sei zu heftig, und sie enthalte zu viel Anzügliches. Allein la Fayette bestand auf seinem Rechte, als Edelmann dem Monarchen Vorstellungen thun zu dürfen a).

Der neue Minister, Erzbischof von Toulouse, gerieth in Streit mit der Versammlung der Angesehenen, und sogar mit seinem eigenen Stande, mit der Geistlichkeit. Der Bischof von Nevers warf ihm, in voller Versammlung, vor: er habe schnell sein Betragen und seine Grundsätze geändert; erst seit sechs Tagen sei er Minister, und schon seien seine Behauptungen sowohl, als seine Vorschläge, gerade das Gegentheil von dem, was dieselben vor seiner Erhöhung gewesen wären. Der Erzbischof von Toulouse ward, nach kurzer Zeit, allgemein verhaßt und verabscheut: denn zwei Worte führte er als Minister beständig im Munde: Auflagen und Unterwürfigkeit.

Das Resultat der Berathschlagungen der Angesehenen war: ein Anlehen von ungefähr sechzig Millionen Livres, in Leibrenten zahlbar; und eine Vermehrung der Abgabe des zwanzigsten Pfennings, welche Vermehrung ungefähr dreißig Millionen Livres jährlich einbringen mochte. Der

a) Man sehe meine Historischen Nachrichten, Zweite Auflage, Band III.

Hof versprach: seine Ausgaben jährlich um vierzig Millionen einzuschränken. Ehe noch die Angesehenen aus einander giengen, erklärten sie: wie sie nicht als kompetente Richter über die Vermehrung der Abgaben entscheiden könnten, und wie diese Entscheidung dem Parlamente zu Paris zukomme. Dieses war aber, zufolge der Französischen Staatsverfassung, eben so inkompetent als die Angesehenen, zu dieser Entscheidung.

Am 25. Mai 1787 wurden die Angesehenen von dem Könige entlassen. Der Monarch hielt eine Rede, welche eine Ergießung seines vortrefflichen, väterlichen und gerechten Herzens war. Er versicherte die Angesehenen sowohl, als die Nation, seines guten Willens; er dankte den Angesehenen wegen ihres Eifers und wegen ihrer guten Rathschläge; und er versprach die letztern zu befolgen.

Die Frechheit der Schriftsteller des Tages hatte, um diese Zeit, bis zu einem außerordentlichen Grade zugenommen. Täglich erschienen beißende Satyren und verläumderische Schmähschriften gegen die Minister, gegen die Königinn, und selbst gegen den König. Der Monarch, welcher in diesen Schriften die Stimme des Volkes zu erkennen glaubte, ließ heimlich zu Versailles den Buchhändler Blaizot zu sich kommen, und befahl demselben, in die Oeffnung eines kleinen Kastens, zu welchem der König allein den Schlüssel hatte, alle die Flugschriften und Broschüren zu werfen,

welche die Geschichte des Tages betrafen. Dieser Kasten stand in einem Vorzimmer des Königs. Der Buchhändler befolgte den Befehl auf das Allergenaueste, und sagte Niemand etwas davon. Der König war von Allem was vorgieng unterrichtet, nahm seine Maaßregeln darnach, und erfuhr manche heilsame Wahrheit, unter einer Menge grober Verleumdungen. Den Ministern blieb es unbegreiflich wie dieses zugehe, bis endlich der Baron Breteuil durch seine Spionen die Wahrheit inne ward. Sogleich ließ er den Buchhändler, unter dem Vorwande daß derselbe mit verbotenen Büchern handle, in die Bastille werfen. Einige Tage verliefen sich, und der König fand seinen Kasten leer. Er sandte nach der Wohnung des Buchhändlers, und erfuhr, daß derselbe sich in der Bastille befinde. Hierüber gerieth der Monarch in eine außerordentliche Wuth: so sehr, daß er den Baron Breteuil auf der Stelle kommen ließ, diesem Minister einen derben Verweis gab, und zornig einen Stuhl aufhob, um ihn zu schlagen.

Nunmehr wandte die Kabale, mehr als jemals, alle Mittel an, um den Monarchen von allem Antheile an den Staatsgeschäften zu entfernen. Man suchte dem Könige mehr und mehr Geschmack an dem eingezogenen Leben beizubringen; man gab ihm wichtige historische Schriften in die Hände, deren Lesung ihm viel Zeit wegnahm; man schmeichelte seinem Hange zum Trin-

ken sowohl, als dem Vergnügen, welches er an der Schlösserarbeit fand. Der Erzbischof stellte, ganz bescheiden, zu wiederholten malen vor: daß er die Last der königlichen Würde allein übernehmen könne und wolle. Unter dem Vorwande, dem Könige lästige und unangenehme Besuche und Gesandschaften seiner Unterthanen abzunehmen, ließ man Niemand mit dem Monarchen sprechen, der nicht mit der Kabale in Verbindung stand. Der König wurde eingeschlossen und gleichsam gefangen, wenigstens ward er auf das Allergenaueste bewacht.

Die Herzoginn Polastron de Polignac bemächtigte sich der Königinn ganz, und mißbrauchte das Ansehen, in welches sie sich bei der Monarchinn unverdienter Weise gesetzt hatte, auf eine gar nicht zu billigende Weise. Die Monarchinn schenkte dieser verschmitzten Dame ein völliges Zutrauen. Es war Ihr nicht wohl, wenn sie sich nicht in Gesellschaft der Polignac befand; sie unternahm nichts, ohne die Polignac um Rath zu fragen; und beinahe Alles that sie, was die Polignac ihr rieth. Das vortreffliche Herz der Fürstinn gab keinem Zweifel an der Rechtschaffenheit ihrer Vertrauten Raum; und sie war weit entfernt zu vermuthen, daß sie eine Schlange in ihrem Busen nähre. Während ihres Wochenbettes wurde die Herzoginn von Polignac täglich von ihrer Königinn besucht. Diese Herzoginn beschützte den Finanzminister Calonne, und verleitete die

Monarchinn zu großen Ausgaben, von denen sie, für sich und für ihre Anverwandten, für die Familie der Polignacs, Vortheil zog.

Der Erzbischof von Toulouse wollte eine Steueranlage auf die Güter, und eine neue Art von Stempelgebühren in Frankreich einführen. Der König sagte ihm vorher, das Parlament würde sich weigern, diese Steuren anzunehmen. Der Minister bestand auf seinem Vorschlage. Das Parlament weigerte sich, nicht aus Liebe zu dem allgemeinen Besten, sondern darum, weil die Parlamentsglieder, als Güterbesitzer, keine neuen Abgaben tragen wollten. Dadurch wurde der König gegen den Minister so aufgebracht, daß er ihm in bitterem Tone sagte: »Nun Pfaffe! die Parlamenter weigern sich. Sehen Sie, wie Sie Sich »herausziehen.« a).

Das Parlament wurde von Paris entfernt, und nach Troyes verwiesen. Nun fiengen die Unruhen in Frankreich an.

Die Freunde des Herzogs von Orleans, der Markis von Sillery, dessen Gemahlinn die Gräfinn von Genlis, Herr la Clos, der berüchtigte Romanschreiber, und Andere, stellten dem Herzoge vor: daß dieses ein günstiger Zeitpunkt für ihn sei, um eine große Rolle zu spielen. Der Bruder der Gräfinn von Genlis, der Markis du Crest, der Kanzler des Herzogs von

a) Eh bien Calotin! ils refusent d'enrégistrer. Voyez à vous tirer delà.

Orleans, setzte eine Schrift auf, in welcher er dem Monarchen vorstellte: daß die Gährung im Reiche allgemein sei; daß dieselbe bald in einen völligen Aufruhr ausbrechen würde; daß die beiden neuen Auflagen niemals würden angenommen werden; daß der Finanzminister entfernt werden müsse; daß die beiden ausgeschriebenen Auflagen müßten zurück genommen werden; daß die Verhaftbriefe abzuschaffen und die Bastille zu schleifen seie; und daß alle Minister den Abschied erhalten müßten; ferner, daß es kein anderes Mittel gebe, um dem Reiche aufzuhelfen, als ihn (den Markis du Crest) zum Finanzminister zu erheben; und daß er, aus Großmuth, diese Stelle annehmen würde.

Der Herzog von Orleans übernahm es, diese sonderbare Schrift dem Monarchen zu überreichen. Der König las dieselbe, billigte den Inhalt, und sprach mit großen Lobsprüchen von dem Verfasser. Schon glaubten die Höflinge: der Herzog von Orleans werde seinen Zweck erreichen; er werde zum Prinzipalminister ernannt werden, und der Markis du Crest werde die Stelle eines Finanzministers unter ihm erhalten. Um dieses zu verhindern, erhob die Kabale den Erzbischof von Toulouse zum Prinzipalminister, und der Markis du Crest wurde nach England verwiesen.

Der Finanzminister, Herr de Villedeuil, bat den König um seinen Abschied, und um Erlaubniß vorher noch eine Stunde mit ihm allein

zu

zu sprechen, und ihm die Wahrheit sagen zu dürfen. Man weiß nicht genau, welchen Gegenstand diese geheime Unterredung betraf. Aber als Herr de Villedeuil aus dem Zimmer des Königs trat, da sahen die Höflinge, daß ihm der König auf die Schulter klopfte, und dabei sagte: »nun »erfahre ich, daß es wahr ist, was man mir »schon lange gesagt hat, daß Sie ein rechtschaffner »Mann seien.«

An die Stelle des Hrn. de Villedeuil wurde Hr. Lambert zum Finanzminister von Frankreich ernannt.

Der Seeminister, der Marschall de Castries, nahm seinen Abschied, und es erhielt diese Stelle der Graf de la Luzerne, ehemaliger Gouverneur auf der Insel St. Domingue. Der neue Seeminister hatte wenig Kenntnisse von dem Seewesen. Aber der Bruder desselben, der Bischof von Langers, war ein vertrauter Freund des Erzbischofs von Toulouse, welcher bei dem Könige die Ernennung des Hrn. de la Luzerne bewirkte.

In dem Jahre 1788. kam in Frankreich eine Gesandtschaft des Ostindischen Sultans Tipoo Saib an. Die Gesandten landeten zu Brest, und reisten von da nach Versailles, wo sie von dem Könige eine äußerst prächtige, öffentliche Audienz erhielten. Einige Monate hielten sich die Gesandten in Frankreich auf, und reisten dann wieder nach Ostindien zurück. Als sie von dem Könige Abschied nahmen, da fragten sie Se. Majestät: was

für einen Beweis Tipoo Saib dem Könige von Frankreich geben könne, um Ihn von seiner Freundschaft zu überzeugen? Ludwig der XVI. erklärte: der größte Beweis von Achtung würde seyn, wenn der Sultan allen Engländischen Soldaten, die er noch in seinen Staaten gefangen halte, die Freiheit schenken wollte.

Im September 1787 erhielt auch der Kriegsminister, der Marschall de Segur, seinen Abschied, und der Graf de Brienne, der Bruder des, damals in Frankreich allmächtigen Erzbischofs von Toulouse, wurde zum Kriegsminister ernannt. Er schaffte sogleich noch einen Theil der königlichen Leibwache ab, welchen der Graf de St. Germain verschont hatte; er führte die, der Französischen Armee so mißfälligen Säbelstreiche, wiederum ein; und hob die königliche Militairschule auf.

Bei der Ernennung des Erzbischofs von Toulouse zu der Stelle eines Prinzipalministers war der Stolz des Baron de Breteuil beleidigt worden. Dieser Minister wollte unter dem Erzbischofe nicht arbeiten. Er nahm am 24. Jul. 1788 seinen Abschied, und Hr. Laurens de Villedeuil wurde an seine Stelle zum Minister der innern Angelegenheiten ernannt.

Da sich der Prinzipalminister, durch sein despotisches Verfahren, bei der ganzen Nation verhaßt gemacht hatte, und die Zügel der Regierung in seinen Händen nicht länger zu halten vermogte, da wurde Hr. Necker wieder zurück beru-

sen a). Am 26. August 1788 trat derselbe seine Stelle an. Er sollte die Fehler des Prinzipalministers wieder gut machen; aber dieses war über seine Kräfte: denn, so gut er auch die Finanzen des Staats zu verwalten verstand, so wenig verstand er, den Staat selbst zu verwalten. Sein einziges Mittel war, die Zusammenberufung der Stände des Reichs, von denen er, im Nahmen des Staates, Geld zu erhalten hoffte. Er schmeichelte sich, daß er die Reichsstände unumschränkt beherrschen würde: ungeachtet ihn das Beispiel seines Vorgängers, Calonne, welcher nicht einmal die Angesehenen zu beherrschen vermogte, hätte klüger machen sollen.

Zuerst berief er, vermöge eines königl. Edikts vom 3. November 1788, die Angesehenen abermals nach Versailles. Diese neue Versammlung bestand aus 150 Mitgliedern. Am 6. November fieng dieselbe ihre Sitzungen an.

In der Rede, welche Hr. Necker bei der Eröffnung dieser Versammlung hielt, legte er den Mitgliedern derselben, auf eine recht pedantische Weise, den Plan ihrer Berathschlagungen, und die Ordnung, in welcher dieselben zu halten seyn würden, vor. Dieser vorgeschlagene Plan ward pünktlich befolgt. Die Angesehenen beschlossen:

---

a) Man sehe meine historischen Nachrichten Zweite Auflage, Band I. S. 213, wo alle diese Begebenheiten ausführlich und umständlich erzählt worden sind.

daß die Reichsstände nach Amtmannschaften zusammen berufen werden sollten, wie im Jahr 1614. Auch wurde, nach heftigen Debatten, beschlossen: daß die Anzahl der Abgesandten des dritten Standes so groß seyn sollte, als die Anzahl der Abgesandten der beiden andern Stände zusammen genommen. Am 12. Dezember 1788 gieng diese Versammlung der Angesehenen aus einander.

Die Verordnung, zu Gunsten der Mitglieder des dritten Standes, war in der Versammlung der Angesehenen nur mit einer Mehrheit von dreizehn Stimmen durchgegangen. Man erzählte dieses dem Könige. Allein Ludwig der XVI. versetzte sogleich lebhaft: »Nicht dreizehen, sondern »vierzehen Stimmen hat der dritte Stand ge»habt: denn meine Stimme muß man auch dazu »rechnen.«

Die Freude des Königs darüber, daß endlich die Reichsstände zusammen berufen werden sollten, war außerordentlich groß, weil er von dieser Versammlung eine gänzliche Abschaffung aller Mißbräuche, so wie auch eine feste Gründung der Wohlfahrt seines Volkes erwartete. Als Er Mably's Bemerkungen über die Geschichte von Frankreich gelesen hatte: da sagte er zu dem Hrn. de Montmorin: »Mably hat Recht. Ich will »wagen zu thun was Karl der Große gethan hat, »sobald erst die Nation gehörig dazu vorbereitet »seyn wird.« a).

---

a) *Lally Tolendal* Plaidoyer pour Louis XVI. S. 50.

Endlich wurde der Prinzipalminister, Erzbischof von Toulouse, nebst seinem Gehülfen, dem Siegelbewahrer Lamoignon, zur großen Freude der Nation verabschiedet. Die Stelle des Letztern erhielt Herr de Barentin, der Vorsitzer der Cour des Aides, und zum Kriegsminister ward der Herr de Puisegur ernannt. Die Reichsstände wurden zusammen berufen. Noch suchte man dieses zu verhindern, und Einer der Minister stellte dem Monarchen dringend vor, daß, durch diese Zusammenberufung, seine Macht eingeschränkt werden würde. Ludwig der XVI. gab zur Antwort: »Mag immer meine Macht eingeschränkt werden, wenn nur mein Volk glücklich wird.«

Am 4. Junius 1789 starb, auf dem Schlosse zu Meudon, Ludwig Joseph Xaverius Franz von Frankreich, der Dauphin, in seinem achten Jahre. Der Herzog von Normandie (jetzt Ludwig der Siebzehnte) wurde von Seiner Majestät zum Dauphin ernannt.

Der König, welcher seinen ältesten Sohn außerordentlich geliebt hatte, schloß sich an dem Todestage desselben in sein Zimmer ein, und wollte Niemand sprechen. Herr Bailly kam im Nahmen der Nationalversammlung, und verlangte vor den Monarchen gelassen zu werden. Der König ließ ihn ersuchen, am folgenden Tage wieder zu kommen, weil ihm der Schmerz jetzt nicht erlaube Jemand zu sprechen. Der zudringliche Herr Bailly ließ sich nicht abweisen, sondern befahl,

ihn noch einmal zu melden. Da sagte der König, im äußersten Schmerze: »Diese Herren des »dritten Standes haben also gar kein »Vatergefühl!« — Worte, die man als eine Weissagung ansehen könnte, die Ludwigs eigenes, unglückliches Schicksal, vorher sagten. Die Herren des dritten Standes hatten wirklich kein Vatergefühl, und eben so wenig ein Gefühl für kindliche Liebe und Ergebenheit — sonst hätten sie nicht ihren gerechten, ihren weisen, ihren unschuldigen Monarchen, ihren Wohlthäter und ihren Vater, so schändlich gemordet!

So wie er hier geschildert worden ist, war Ludwig der XVI. — ein guter, ein gerechter, ein vortrefflicher König. Ludwig schaffte die Frohndienste ab; er verwandelte die Todesstrafe der ausreißenden Soldaten in Festungsbaustrafe; er gab Verordnungen, wie bei der Aushebung der Rekruten in Dörfern verfahren werden sollte, und verbot ausdrücklich alle Gewaltthätigkeit, Betrug oder unnütze Strenge, bei diesem Geschäffte; den Protestanten gab er ihre bürgerlichen Rechte zurück; die unnütze Ausgaben des Hofes schränkte er ein; er erlaubte, daß der Nation Rechnung über die Anwendung der Finanzen abgestattet würde; er beschützte die Wissenschaften, vorzüglich die Geographie, die Astronomie und die Mineralogie; er ließ um Rochefort Moräste austrocknen, welche die Luft

verpesteten; er machte selbst einen Plan, zu der, so nöthigen, Verbesserung der Hospitäler in der Hauptstadt; er ließ die Häuser auf den Brücken der Hauptstadt niederreißen, welche den freien Durchzug der Luft verwehrten, und Paris ungesund machten; einen ungeheuren Kirchhof, mitten in der Stadt Paris, ließ er umgraben, und in einen gesunden und bequemen Marktplatz umändern; dem Getreidehandel verschaffte er völlige Freiheit; mit England sowohl, als mit Rußland, stiftete er Handlungsverträge; er vermittelte einen bevorstehenden Krieg zwischen Rußland und der Türkei; einen andern, zwischen dem Hause Oesterreich und der Republik der vereinigten Niederlande; er stiftete Frieden zwischen Friedrich dem Großen und Joseph dem Zweiten; einen einzigen Krieg führte er, den Krieg für die Freiheit und Unabhängigkeit der Amerikaner; jenen Krieg, welcher Frankreich die Insel Tabago in Westindien, einen Strich Landes in Neufundland, Senegal, nebst beträchtlichen Ländereien in Ostindien, und den Amerikanern die Freiheit erwarb. Bei seiner Thronbesteigung fand er das Französische Seewesen im Verfalle, und in Zeit von drei Jahren stellte er dasselbe her, so daß es mit dem Engländischen um den Vorzug streiten konnte. Die Häfen zu Dünkirchen, Havre und la Rochelle, wurden, auf seinen Befehl, tiefer gesenkt; in dem Hafen zu Toulon ließ er, mit großen Kosten, ein eben so nützliches als prächtiges Bassin gra-

ben; zu Cherbourg im Kanal, und zu Vendre in der Provinz Roussillon, schuf er neue Seehäfen: außerdem entwarf er den Plan zu einem Kanale durch Burgund, dem dritten Kanale, welcher, in Frankreich, den Ozean mit dem mittelländischen Meere vereinigen sollte. Auch in den Provinzen Berry, Bretagne, Pikardie und Isle de France, wurden, auf seinen Befehl, zu neuen Kanälen Anlagen gemacht. Endlich verordnete Ludwig die Provinzialversammlungen, er berief die Angesehenen, und versammelte die Stände des Reiches.

So regierte Ludwig der XVI., der großmüthige Monarch, welchen eine Rotte von Bösewichtern ihrer Mordlust aufgeopfert hat. Mit dem innigsten Bewußtseyn eines tadellosen Lebens, mit dem reinsten Gewissen, bestieg der unglücklichste aller Könige, der unschuldige Märtyrer des Königthums, das Schaffot. Ruhig und unerschrocken legte er sein Haupt unter die mordende Maschine, und betete sterbend für seine Feinde. Seine letzten Worte waren: »Ich sterbe unschul»dig, ich verzeihe meinen Feinden, und ich wün»sche daß mein Tod Frankreich glücklich machen »möge.« — Schwer wird die Rache des Himmels die Ungeheure treffen, welche den Beßten aller Könige gemordet haben!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Girtanner, Christoph,

Schilderung des häuslichen Lebens, des Karakters und der Regierung Ludwigs des Sechzehnten, Königs von Frankreich und Navarra

Berlin 1793

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.3184
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11097981-3
VD18 11058382-005